# Heinrich von Kleists Hermannsschlacht

Inaugural-Dissertation

Vorgelegt von Georg Hempel.

1921

# Heinrich von Kleists
# Hermannsschlacht

# Inaugural-
# Dissertation

zur

## Erlangung der Doktorwürde

der

Hohen Philosophischen Fakultät

der

Friedrich-Alexanders-Universität Erlangen

vorgelegt von

Georg Hempel aus Chemnitz

Tag der mündlichen Prüfung: 25. Sept. 1930

Schloss-Druckerei Inh. P. Suske, Chemnitz, Salzstraße 35, Ruf 33391.
1931

Referent: Geh.-Rat Professor Dr. Franz Saran

Dekan: Professor Dr. Georg Lippold

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Meinem Freunde

Reinhard Sunkel

## 1. Kapitel

# Ergebnisse der Forschung über die „Hermannsschlacht"

Das Urteil über Kleist und die „Hermannsschlacht" hat in den hundert Jahren nach des Dichters Tode eine fortwährende Veränderung erfahren. Sein freiwilliger Tod fand fast überall eine ablehnende Beurteilung, die auf der öffentlichen Meinung einer christlichen Gesellschaft beruhte. Als das Außerordentliche in seinem Leben und Sterben endlich erkannt wurde, erklärte es die gerade herrschende Psychologie und die ihr verfallene naturalistische Literaturwissenschaft als abnorm und krankhaft. Für eine solche normalisierende Betrachtungsweise*) ergaben sich hinreichende Symptome einer pathologischen Veranlagung. Dieses Ziel der psychologischen Literaturgeschichte, auch im Größten das Menschliche zu finden, ist aber fragwürdig, weil das Große übermenschlich und erhaben ist und nicht herabgezogen werden darf. Erst in neuerer Zeit wandte sich das Interesse von den persönlichen Geheimnissen des Dichters zu seinem überpersönlichen Denken und Wollen und zu seinen Leistungen. Da war es die Aufgabe, die zentrale Idee in Kleists Leben zu erkennen, von der aus gesehen sich sein Leben und Tun ausgesprochen sachlich und geschlossen enthüllen mußte. Man machte ihn zunächst, ausgehend von seiner aufklärerischen Zeit in der Jugend, zum Anhänger des Liberalismus und sah ihn nur als das gebildete Individuum. Aber von diesem Standpunkt

*) Normalisierend, weil auch das Genie nach der Norm des Durchschnittsmenschen gemessen wird.

aus konnte bei weitem nicht alles, am wenigsten die politischen Elemente in seinen Dichtungen, verstanden werden. Vor allem erst seit Reinhold Steigs grundlegenden Forschungen (1901) wurden gewisse politische Ideen als bewegende Kraft der letzten Dichtungen erkannt und vom Zentrum dieser Ideen her gewann das scheinbar zerrissene Lebensbild des großen Preußen eine plötzliche sinnvolle Einheit und Deutlichkeit.

* * *

Die „Hermannsschlacht" konnte zu Kleists Lebzeiten nicht gedruckt werden, nur Abschriften kursierten heimlich in Freundeskreisen. Erst in Tiecks erster Ausgabe von Kleists Werken (1821) kam sie in die Öffentlichkeit. M. von Collin, der Bruder des Dichters Heinrich Joseph von Collin, der ein Freund Kleists war, bespricht (1822) diese Erstausgabe; er schätzt dabei die „Hermannsschlacht" am höchsten ein und nimmt gegen Tieck Stellung, wo dieser glaubte, daß die Grenzen des Erlaubten überschritten seien: die Zerstückelung der Hally sei würdig und groß, die Bestrafung des Ventidius sei angemessen. „Die Wahrheit des Gefühls ist hier nicht verletzt". Dieses Urteil Collins entsprach aber nicht dem Urteil seiner Zeitgenossen, und er hat Recht, wenn er sagt, Kleist habe sich zu seinem Zeitalter in Opposition gestellt.

1840 schreibt Kleists Freund Dahlmann an Gervinus: „Für sein bestes Werk halte ich die am wenigsten besprochene Hermannsschlacht. Es hat zugleich historischen Wert; treffender kann der hündische Rheinbundsgeist, wie er damals herrschte . . . gar nicht geschildert werden. Damals verstand jeder die Beziehungen, wer der Fürst Aristan sei . . ., wer die wären, die durch Wichtigtun und Botenschicken das Vaterland zu retten meinten . . . Sie können denken, daß ich an der Bärin des Ventidius einigen Anstoß nahm. Kleist entgegnete: meine Thusnelda ist brav, aber ein wenig einfältig und eitel, wie heute die Mädchen sind, denen die Franzosen imponieren; wenn solche Naturen zu sich zurückkehren. so bedürfen sie einer grimmigen Rache".

1848 gab Eduard von Bülow, ein Freund Tiecks, die erste Biographie Kleists heraus. Bülow zeigte wenig Verständnis für die Größe des Dichters; wenn er auch, namentlich durch die mitgeteilten Briefe, für das Bekanntwerden Kleists sich verdient machte. Er legt das Hauptgewicht auf den Menschen Kleist, weniger auf seine Werke, und veröffentlicht kritiklos unverbürgte Gerüchte über die Person des Dichters. Den Aufsatz „Was gilt es in diesem Kriege" nimmt Bülow zum Beweis für seine Behauptung, „wie edel überspannt Kleist damals die Politik handzuhaben gedachte". Und in gänzlicher Verkennung des Wesentlichen an Kleist sagt er: „Die schon von Tieck besprochenen zerstreuten politischen Blätter aus dem Jahr 1809 habe ich ebenfalls durchgesehen und des Druckes meist unwerth befunden". Schon rein wissenschaftlich ist dieser willkürliche Standpunkt Bülows unhaltbar.

1855 gibt Julian Schmidt die Gesamtwerke Kleists zum ersten Male kritisch heraus. In der „Hermannsschlacht" sieht der Herausgeber einen „diabolischen Haß" lodern, die Heimsuchung der Schuld einer ganzen Nation erscheint ihm wohl historisch, aber nicht dramatisch gerechtfertigt, und „einige wilde Scenen . . . hätten füglich wegbleiben können". „Es ist nicht angenehm, ein menschliches Wesen, dem wir gemütliche Teilnahme geschenkt, sich plötzlich in eine Bestie verwandeln zu sehen". Aber er deutet auch schon an, die Hermannsschlacht richte sich mit ihrem deutschen Patriotismus recht eigentlich an den in Norddeutschland gegründeten Kriegerstaat.

Heinrich von Treitschke (1858) zeigt schon mehr Verständnis für Kleist. Er erkennt das Dämonische in ihm an, aber es ist ihm nicht ganz wohl dabei; er redet von der „maßlosen Leidenschaft", die oftmals störend auch in seine Werke eindringe. Die Hermannsschlacht nennt er ein „mächtiges Werk", das, im Vergleich zu Klopstocks Hermannsschlacht, „das Aufsteigen unseres Volkes von der lyrischen zur dramatischen Empfindung"

bezeichne. Treitschke äußert sich begeistert über den „staatsmännischen Barbaren“ Hermann, aber „schlechthin empörend bleibt der Auftritt, wo Thusnelda ihren römischen Verehrer von der Bärin zerfleischen läßt“. In seiner „Deutschen Geschichte“ (I, S. 316) erkennt er wiederum die „unbändige Naturkraft der nationalen Leidenschaft“ an, die, „wie einst in den wilden Klängen des Marseillermarsches, nur ungleich poetischer, wahrer, tiefer empfunden“ sei.

1862 gibt der Preuße Rudolf Köpke zum ersten Mal Kleists politische Schriften (und andere Nachträge) heraus, die er Friedrich von Raumer widmet. Wenn er ihn auch als Menschen „nicht frei von schwerer Schuld“ sieht, ist Köpke doch der Erste und einer der wenigen, die in Kleist den politischen Dichter erkennen. „Von dieser Tätigkeit mindestens gewinnt man ein bedeutend vollständigeres Bild“. Köpke kann kleistisch denken, und daher kommt er dem Wesentlichen in Kleists Werken auch näher als die meisten Bearbeiter vor und nach ihm. „Glück ist die reine Entfaltung der eigenen Natur nach ihrem Gesetz, im Einklang zugleich mit dem großen Ganzen, dessen dienendes Glied zu sein der Einzelne bestimmt ist“. Und Kleists Verse sind für ihn „ein erster erschütternder Ausdruck der Wiedervereinigung der Dichtung mit dem Vaterlande . . . es liegt in ihnen der Wendepunkt des deutschen Lebens“. Im rechten deutschen Wort übertreffe er Schiller und den alternden Goethe bei weitem, „es ist der Ausdruck seiner deutschen Natur“. In der Hermannsschlacht sieht er die Religion der volkstümlichen Selbständigkeit. „Eine großartige Wendung erhält dieser Gedanke (des Gegensatzes) in der Hermannsschlacht; aus der tiefsten Knechtschaft erwächst die Freiheit“, Köpke weist nachdrücklich auf das „gewaltige politisch-historische Doppelbild“ hin und zeigt Parallelen auf; „was Staatsmänner beriethen und Generale vorbereiteten, sprach er 1808 in der Hermannsschlacht als letztes Rettungsmittel aus“.

Wie vollkommen verständnislos steht dagegen der Kleist-Biograph Adolf Wilbrandt (1863) der Hermanns-

schlacht gegenüber! Hier treibe der Kultus der Rache sein fürchterliches Spiel; auch das Weib Thusnelda versinke „in der scheußlichen Wollust der Vergeltung"; Kleist sei über jedes Maß gegangen; Thusneldens Greueltat sei nicht motiviert und könne nicht motiviert werden; der Dichter sehe nicht, „wie sich die Muse von dieser Verirrung mit Entsetzen abwendet". Kurz: das groß erfundene Werk sei durch den widrigsten Flecken, das Merkmal der inneren Erkrankung, peinlich entstellt. Der Liberale Wilbrandt, der seine Biographie Heinrich von Sybel widmet, ist nicht imstande, das Dämonische in Hermann zu sehen und die hervorbrechenden urweltlichen Kräfte des Volkstums im ganzen Drama zu spüren. Der Marxist Quarck*) kritisiert die Biographie: sie sei von einem typischen Bürger geschrieben.

Nach 1870 erst wurde die Hermannsschlacht öfter auf deutschen Bühnen aufgeführt, ohne jedoch Anklang zu finden. Schon vor 1870 hatte Feodor Wehl „die schärfsten Kanten abschleifen" wollen (Zolling), und die Neubearbeitung Rudolf Genée's ließ den Tod des Septimius, den Tod des Varus, den Tod des Ventidius wegfallen: eine jämmerliche, in humanitären Ideologien verrannte „öffentliche Meinung" sah den Tod als etwas Unnatürliches an, von dem man besser nicht spricht. Karl Frenzel rezensiert eine Berliner Aufführung von 1876: „Rudolf Genée hat mit feinem Verständnis das allzu Schroffe und Wilde beseitigt oder doch gemildert". Erst die bekannten Aufführungen des Meiningenschen Hoftheaters schlossen sich enger an das Original an.

Die nächste Biographie Kleists schrieb Otto Brahm 1884. Im Gegensatz zu Wilbrandt kommt er dem eigentlichen Wesen Kleists und dem Sinn seiner Werke bedeutend näher als jener andere Biograph des Dichters. Wenigstens die letzten Dichtungen erklärt Brahm aus den patriotischen Ideen Kleists. Die Hermannsschlacht sei gegen Schillers Tell gerichtet. Er sieht Kleists „frappierende Kraft des Gestaltens", und er moralisiert nicht

*) M. Quarck, Sozialist Mhh. 1902, S. 949.

über die Rache Tusneldas, sondern nennt sie die „Vergeltung beleidigten Frauenstolzes“; „die ungebändigte Naturkraft bricht los“. Brahm bemerkt, Kleists Hermannsschlacht sei kein „Bardengeheul“ wie die germanisierenden Dichtungen vorher, sondern sei wirklich eine Verkörperung der Volksseele.

In der Kleistausgabe Theophil Zollings (1885) heißt es: die Hermannsschlacht sei „ein wildes großdeutsches Tendenzstück“. Hermann bedeute Preußen, Marbod Oesterreich.

Erich Schmidt, der in seinen „Charakteristiken“ (1886) Heinrich von Kleist zu den Klassikern zählt, kann mit der Hermannsschlacht nicht viel anfangen. Er redet von „Kleists Hang zur Grausamkeit“, von der „abscheulichen Rache“ Thusneldas, und der Hallyauftritt bleibe „ein roher Effekt“. Es wird wieder der übliche Wertmaßstab einer bürgerlich-christlichen Moral angelegt, und wenn trotzdem Kleists „lebendige, stolze Freude am Staat“ gelobt wird, so muß doch wohl zwischen Kleists und Schmidts Staatsauffassung irgend ein grundsätzlicher Unterschied bestehen.

Dagegen dringt Sigismund Friedmann in seinem „La dramma tedesco“ 1893 schon tiefer in die Probleme der Hermannsschlacht ein. Aus den Gefühlen der „Germania“ und des „Katechismus“ entstehe unser Drama (die wilde Stimmung der Kriegslieder liege also bereits vor der Hermannsschlacht, sie entstehe nicht etwa plötzlich über Nacht). „Es ist das ewige Recht der geknechteten Völker, sich jeder Art der Befreiung gegen die Unterdrücker zu bedienen, die zuerst das Menschenrecht verletzt haben“. Die Alraunenscene sei „eine meisterhafte Scene wahrer alter germanischer Welt“; Thusneldas Rache sei ganz natürlich. Nur den Kampf zwischen Fust und Hermann hält Friedmann für „beschämend und abstoßend“.

Seit 1890 etwa häufen sich die Einzelausgaben der Hermannsfchlacht, die meift als Schulausgaben mit

einleitendem geſchichtlichem, literarhiſtoriſchem und philologiſchem, weniger problematiſchem Text verſehen ſind. 1891 gibt H. Windel vor dem Text einen Überblick über das Verhältnis des Dramas zur Geschichte und nennt das Werk eine „gewaltige Schöpfung“. Seine Moral gebietet ihm, die drei Hallyſcenen für den Schulgebrauch zu ſtreichen. 1899 erſcheinen von Heinze „Aufgaben aus Kleiſts Hermannsſchlacht“, wo Paralellen zur Gegenwart, daneben aber auch kindiſche Belangloſigkeiten beleuchtet werden (z. B.: was gibt es an Kulturgegenſtänden im Germanien Kleiſts? — Eiſerne Gitter, Klingeln, Putztiſche, Lauten uſw.). Heinze ſtellt die in mehrfacher Hinſicht zweifelhafte Behauptung auf, daß mit dem Bismarckreich „die herrliche Vollendung jenes dichteriſchen Hoffnungstraumes vollſtändig“ erreicht ſei. Ebenfalls mit inhaltlichen und Texterläuterungen verſieht Eugen Wolff ſeine Ausgabe von 1903. Eine ausführliche geſchichtliche Überſicht für die Schule gibt 1905 P. Gerecke zur Hermannsſchlacht. Im gleichen Jahr erſcheint eine Ausgabe von W. Gerſtenberg für die Schule, die Bemerkungen mehr nach der literariſchen Seite hin enthält. Auch hier heißt es, die Hermannsſchlacht sei, „wenn auch in etwas anderer Weiſe“, ſpäter glorreich in Erfüllung gegangen. — Die Menge der Schul- und Einzelausgaben zeigt das Eindringen des Dramas in die Schule. Aber die gänzlich unproblematiſche Weiſe, mit der man an das Drama herangeht und ſo den eigentlichen Gehalt des Dramas nicht erfaßt, zeigt die Hohlheit der vorkriegszeitlichen patriotiſchen Anſchauungen, und es beſteht der begründete Verdacht, daß auch damals noch der wahre Kleiſt unverſtanden wie zuvor blieb, trotz des vielen Papiers, das mit ſeinen Werken bedruckt wurde. Ein beſchämender Ausdruck der kleinlichen, ſchulmeiſterlichen Behandlung der Kleiſt'ſchen Hermannsſchlacht iſt die widerliche und ekelerregende Schrift von dem Regensburger Gymnaſiallehrer Heinrich Ortner (1894), auf die hier aus äſthetiſchen Gründen nicht eingegangen werden ſoll. An dieſer Stelle iſt auch die Ausgabe von C. Schleſinger („für die Vereinsbühne bearbeitet“) zu nennen wegen ihrer beſchränkten Geſichtspunkte; die Frauenrollen ſind entfernt und

„einige unbedeutende Änderungen vorgenommen, welche aus ſittlicher Rückſicht erforderlich waren".

Daß auch auf der Bühne das Drama ohne Verſtändnis geſpielt wurde, iſt bekannt. Conrad Alberti ſchreibt 1894 in der „Zukunft" einen Aufſatz „Die Hermannsabſchlachtung": „Was die Theaterdirektoren von der Kunſt übriglaſſen, das ruiniert die Kritik". Er redet von den Berliner Aufführungen und den Rezenſionen darüber, die in „Einem ausnahmslos übereinſtimmen, in dem abſoluten Mißverſtändnis des Werkes". Kleiſt habe in der Hermannsſchlacht ſeine Deutſchen beſchworen, nicht nur Gut und Blut, nein, auch Moral und Chriſtentum zu opfern.

In der Schrift „Kleiſts Hermannsſchlacht — ein Gedicht auf Oeſterreich" verſucht Adam Müller-Guttenbrunn (1898) die Behauptung zu beweisen, Hermann bedeute den deutſchen Kaiſer, Marbod den preußiſchen König. Tatſächlich laſſen ſich ſtarke Beweiſe für dieſe Annahme aufbringen. Seit 1806 zählte Preußen unter den Mächten nicht mehr mit, Oeſterreich war in Kleiſts Augen der Retter. 1808 war es Oeſterreich, das zum Losſchlagen rüſtete. Der preußiſche Marbod ſoll ſich dem oeſterreichiſchen Hermann anſchließen, wobei dieſer die Führung haben ſoll. Wirklich leſen wir auch im „Katechismus der Deutſchen" von der Wiederherſtellung des Reiches durch Kaiſer Franz. Und die Krone war zur Zeit der grauen Väter bei Hermanns Stamm rühmlich. Gegen dieſe Auffaſſung Müllers läßt ſich vorbringen, daß Marbod von den „Rieſenbergen" herkommt, und die Tatſache, daß in Hermann zweifellos das Preußentum verkörpert iſt. Stellt man die beiden gegenſätzlichen Ergebniſſe wägend nebeneinander, ſo wird eine Deutung, die klar aufgehen ſoll, unmöglich. Daher kann man mit einiger Wahrſcheinlichkeit ſagen, daß Kleist auf zu deutliche und beſtimmte Analogien bewußt verzichtet hat.

1902 erſcheint von Franz Servaes eine Kleiſtabhandlung. Er ſtellt die Hermannsſchlacht hinein in die Zeit vor den Befreiungskriegen; Kleiſts Leidenſchaft

erinnere an Luther und Hutten. Aber Thusneldas Gefühlsausbruch verurteilt auch er moralisierend als abscheulich; Kleist sei „leichtfertig verfahren", es sei eine „grausliche Eruption". Und bei den Kriegsgedichten stellt Servaes die ewige Frage des ruheliebenden Bürgers, ob die leidenschaftliche Sprache „zweckmäßig sei, denn die „Unlustigen werden durch diesen rabiaten Radikalismus noch mehr eingeschüchtert". Er vergißt, daß Kleist nie die Feigen und Eingeschüchterten, sondern nur die Besten und Mutigsten hat zum Kampfe aufrufen wollen.

1902 erscheint in den „Sozialistischen Monatsheften" ein Aufsatz von M. Quarck „Ein preußischer Junker als dichterischer Revolutionär". Wenn auch Kleist nie aus einem Klassenkämpfertum gegen seinen eigenen Stand gedeutet werden kann, so hat doch die hier zum ersten Mal vertretene Deutung des „Zerbrochenen Kruges" als „einer satirischen Kritik der rohen und despotischen Ortsjustiz" offenbar Recht. In der Hermannsschlacht habe Kleist als einziger deutscher Dramatiker vor dem Sturze Napoleons das Riesenproblem der Zeit für die Bühne zu meistern versucht. Mit dem für bürgerliche Begriffe „maßlosen" Haß gegen seine Feinde demonstriere er gegen die bloße Couliissenarbeit gerade seiner Klassengenossen. Erfrischend ist besonders, was Quarck über die Liebesdichtungen Kleists sagt, in denen der Dichter nicht das züchtige Gegirre und Getue der wohlerzogenen Mädchen seiner Zeit, sondern die wahre, hinreißende Liebe habe besingen wollen. „Jedenfalls war Heinrich von Kleist der letzte, der mit dem deutschen Spießbürgertum sich ausgesöhnt hätte".

Nichts Neues bringt Elly Steffen in einer weitschweifigen Abhandlung über die Hermannsschlacht 1905. Sie setzt sich viel zu sehr, als es dieser verdient, mit Ortner auseinander. Daß Thusnelda nicht untergeht, nennt sie einen „ästhetischen Fehler des Penthesileagreuels", und sie macht selbst bessere Vorschläge. Die Frau dürfe nicht so wie Thusnelda aus der Politik ausgespannt werden, denn: „Auch des Weibes Busen schlägt höher bei den Worten „Vaterland" und „Freiheit"."

Ernſt Kayka ſagt 1906 in ſeiner gründlichen Forſchung über Kleiſt und die Romantik nichts direkt über die Hermannsſchlacht. Aber er würdigt Kleiſts ungeheueres Erfaßtwerden von der Suche nach dem Weltzuſammenhang, er grenzt ihn ab gegen die Rationaliſten Fichte und Schelling und meint, Kleiſt ſei mit Schubert völlig einverſtanden geweſen, daß „der gotterfüllte, hellſehende Prophet*) ſich zum magnetiſchen Hellſeher wie der Menſch zum Affen verhalte". Er geht gegen Steig vor, der den Dichter zu einem Chriſten machen möchte, „und auch ſeine ſpäteren Äußerungen beweiſen nichts für ſeine Kirchlichkeit und Chriſtusgläubigkeit". „Nein, ſein Glaube war höherer Art". Kayka redet vom „Sternenglauben" Kleiſts, und auch Hermann ſpricht ja vom „Schickſal, das im Reich der Sterne waltet". Die in ſeinen politiſchen Schriften gebrauchten alten chriſtlichen Symbole ſeien „keinswegs Weſensbeſtandteile ſeiner Religion", ſondern ſollten ihn nur dem Volke verſtändlich machen. Religion und Staatsauffaſſung gehörten für Kleiſt zuſammen. Aber ſein undankbares Volk habe dem Dichter bisher in blöder Verſtändnisloſigkeit gegenübergeſtanden.

Was Hanna Hellmann 1910 über Kleiſt allgemein ſagt, gilt auch von ſeiner Hermannsſchlacht: es war dem Dichter nur um den Geiſt zu tun, den er am liebſten unverhüllt zum Ausdruck gebracht hätte. Sie zitiert Philipp Otto Runge: „Die Kunſt iſt dem Menſchengeſchlecht notwendig, weil das, was durch ſie geſagt wird, auf keine andere Weiſe geſagt werden kann". Und Friedrich Schlegel: „Das Höchſte kann man eben, weil es unausſprechlich iſt, nur allegoriſch ſagen".

1911 gibt Wilhelm Herzog ſeine große Kleiſt-Biographie heraus. Sie iſt ein Zeichen des erwachenden Intereſſes und Verſtändniſſes des deutſchen Volkes für ſeinen Dichter. In der Hermannsſchlacht ſieht Herzog den politiſchen Kleiſt im Gegenſatz zu dem unpolitiſchen Goethe mit ſeinem „quietiſtiſchen Weltbürgertum". Dich-

*) und ein ſolcher iſt auch ſein Hermann.

terisch befreie hier Kleist Deutschland, nicht als Ideologe, sondern als Wirklichkeitsmensch. Die Hermannsschlacht sei, nach den Begriffen Fichtes, kein sittliches, sondern ein barbarisches Werk, ein Gegenstück zu den Lehren Fichtes, der ideologisch von neuem „Schillers schon lange zertrümmerten ästhetischen Staat errichtete"*). Nein, Kleist nehme in diesem Drama die Gedanken des geächteten Stein auf, seine klaren politischen Ideen. Besonders bemerkenswert ist, daß Herzog bemüht ist, nicht mehr, wie es bisher fast immer geschah, einen subjektiven ethischen Wertmaßstab an die Dichtung anzulegen: „Vom Moralischen haben wir nicht zu reden". Die Tat Thusneldas hält er daher für künstlerisch berechtigt, indem „das Durchbrechen der Naturkraft aus dieser einfältigen und treuen Seele, die zum Dämon wird, nicht plastischer zum Ausdruck kommen konnte". „Ihre Tat ist keine Verirrung, sondern eine Konsequenz ihres Charakters". Nur die Scene, in der Hermann und Fust um Varus kämpfen, wird „barbarisch" genannt; obwohl dieser Zweikampf, abgesehen von seinem verborgenen tieferen Sinn, doch gerade die Ehre des Feldherrn nur noch unterstreicht. In Bezug auf die Paralellen zur Gegenwart sagt Herzog, Kleist habe „mit feinem Takt jede allzu offenkundige Beziehung zu verbergen gesucht".

Im selben Jahr 1911 — dem 100. Todesjahr Kleists — erschien eine neue Auflage von Otto Brahms Kleistbiographie, und als dritte große Biographie gab Meyer-Benfey seinen ersten Band: „Kleists Ringen nach einer neuen Form des Dramas" heraus. Der zweite Band erschien 1913: „Kleist als vaterländischer Dichter", dessen ganzes 8. Kapitel der Hermannsschlacht gewidmet ist. Mit seinen fast 200 Seiten ist dies somit die ausführlichste

*) Fichte: „Auch ihr sollt nun, nachdem einmal die Sachen also stehn, sie (die Franzosen) nicht besiegen mit leiblichen Waffen; nur euer Geist soll sich ihnen gegenüber erheben und aufrecht stehen. Euch ist das größere Geschick zuteil geworden, überhaupt das Reich des Geistes und der Vernunft zu begründen und die rohe körperlicheGewalt insgesamt als Beherrschendes der Welt zu vernichten.

Abhandlung über das Drama*). 1. Die Handlung. Kleist gehe nicht wie Schiller von peripherischen Momenten aus, sondern beginne mitten aus der Situation. Die Handlungen der Hauptpersonen werden gut und treffend interpretiert. Das Untergangsprogramm Hermanns atme doch „den Geist altgermanischen Heldentums". Hermanns Wunsch, den Varus selbst zu töten, sei nicht echt, sondern solle nur den Widerspruch Fusts herausfordern. Mit dem Volk, das um seine Freiheit kämpft, stehen die Natur, aber auch „übernatürliche" Mächte (Alraune) im Bunde. Thusneldas Rache sei „ein Gebot der Selbstachtung". Die Fürstin sei doch besser als die „Weiberchen", von denen Kleist zu Dahlmann gesprochen habe. Ja, Thusnelda sei des Dichters weibliches Ideal. Daß es Hermann mit der Begnadigung des Ventidius Ernst sei, halte ich für eine müßige Feststellung, da ja der Cheruskerfürst den Brief des Legaten schon kannte, durch den zum mindesten das Mitleid Thusneldas mit Ventidius zerstört werden mußte. 2. Die Form. Die Hermannsschlacht sei das einzige Drama Kleists mit einer Doppelhandlung, wobei Haupt- und Nebenhandlung genau parallel gehen. Es sei ein technisches Meisterstück, wie das Schicksal des Volkes mit dem Thusneldens verknüpft sei. „Eine diplomatisch-strategische Leistung ist das Ganze, nicht eine seelische Entwicklung". Benfeys Behauptung, „von Schicksalswalten könne keine Rede sein", „keine Vorsehung und kein Zufall, sondern Geist und Wille des Menschen bestimmen den Gang der Ereignisse" — ist mir einfach unverständlich; schon allein die Ahnung des Varus von seinem Untergang zeigen ein waltendes Schicksal, das so und nicht anders bestimmt hat. Und wenn Benfey „übernatürliche Mächte" im Bunde mit dem um seine Freiheit kämpfenden Volke zugibt, dann widersprechen sich beide Stellen. Dabei leugnet Benfey auch garnicht den Schicksalsglauben Hermanns, Hermanns Glaube ist aber Kleists Glaube; und so wird wohl der, der in dem Ausgang der Hermannsschlacht neben Geist und Wille des Genius ein Schicksalswalten verspürt, der Ansicht Kleists

*) Ich schließe mich in allen nicht erwähnten Punkten den Ergebnissen Meyer-Benfeys an.

näher kommen. Um aufzurütteln und zu wirken, habe Kleist den undramatischen Stoff nicht zu einem Epos, sondern zu einem Drama gemacht. Es fehle eine eigentlich kunstmäßige Gliederung der Handlung; nicht einmal die einfache Hügellinie sei vorhanden (mit Aufstieg, Höhe und Abstieg), sondern nur ein geradliniger Weg zum Ziel. In den Scenen stehe immer nur ein Ausschnitt aus den Gesprächen, wobei trotzdem der wesentliche Inhalt des Ganzen gegeben werde. Die ungleichen und regellosen Verse habe Kleist absichtlich geschrieben (es wäre eine Kleinigkeit, ganze Reihen in regelmäßige Verse umzuschreiben!): zu der germanischen Urzeit würden keine glatten Verse passen. 3. Idee und Tendenz. Das Besondere an der Hermannsschlacht sei, daß das Gefühl für etwas Allgemeines, daß die Idee „nicht unmittelbar in die Dichtung hineingeströmt, sondern vorher durch die Stufe des Denkens hindurchgegangen ist". Das sei Tendenz-Dichtung (Absichtsdichtung). Das Thema sei: Befreiung eines Volkes von der Fremdherrschaft durch die Tat eines Genies; in dieser Weise des Vorwegnehmens des Resultates* kommt Meyer-Benfey auf den Stoff, nicht vom Stoff zum Allgemeinen. Hermann habe den Glauben, im Dienste Gottes zu stehen und dessen Willen auszuführen. Die bürgerliche Moral des Alltags umfasse nicht den ganzen Umfang der Sittlichkeit; die Ethik des Genies sei: Du sollst das tun, wozu Dich Gott in die Welt gesandt hat. Das Volksganze werde als „eine Art" Individuum empfunden; die Freiheit des Volkes sei das höchste Gut, das nicht andemonstriert, sondern nur gefühlt werden könne. Der Einzelne müsse ein persönliches Verhältnis zum Staate haben (Luitgar). Die Frage, ob Kleist für eine andere Weltherrschaft als für eine französisch-römische eintrete, verneint Benfey entschieden, ohne freilich Beweise bringen zu können. „Selbst wenn die Literaturwissenschaft nur mit der ästhetischen (formalen) Beurteilung der Dichtung auskommen könnte, so würde daneben die allgemeine Geistes- und Kulturgeschichte, u. U.

*) Es ist eine Methode der vorgefaßten Meinung, durch die das Erfassen des gesamten Gehaltes gefährdet ist.

auch die politische Geschichte usw. auf dieselben Denkmäler Anspruch machen und sie unter inhaltlichem Gesichtspunkte würdigen, nach dem menschlichen, völkischen und zeitlichen Gehalt, der in ihnen ausgedrückt und gestaltet ist". Aber für Meyer-Benfey ist eine solche Betrachtung des Gehaltes nur Ergänzung zur ästhetischen Betrachtung, „entscheidend ist auch hier das rein ästhetische Urteil".* Und auch ohne Berücksichtigung des Gehaltes sei die Hermannsschlacht ein Kunstwerk. Sie sei ein „bîspel" im alten Sinne des Wortes, eine Parallelgeschichte: es ist ihr nicht nur um das Allgemeine zu tun, sondern zugleich wieder um dessen Anwendung auf einen besonderen Fall, der also mit dem Dargestellten in Parallele gesetzt wird. Es handle sich um den Kampf von Volksheeren unter der Führung von legitimen Herrschern, und es werden viele Parallelen zur damaligen Geschichte aufgezeigt. „Es ist wirklich im höchsten Grade erstaunlich, wie genau Kleists Programm mit dem der preußischen Kriegspartei . . . zusammentrifft". Trotzdem sei es nicht wahrscheinlich, daß Kleist 1808 zu diesen Männern irgendwelche Beziehungen hatte; als „Beweis" dafür kann jedoch nur dienen, daß weder Steins noch Scharnhorsts Namen in seinen Briefen und Schriften erwähnt würden. — 4. Die Hermannsschlacht in Kleists Entwicklung. Die „patriotische Wendung im deutschen Geist" habe sich bei Kleist schon früher als bei seinen Zeitgenossen vollzogen. — 5. Stellung von Kleists Hermannsschlacht in der deutschen Literatur. Es werden zunächst frühere Hermannsdramen aufgezählt, die sich alle mit der Predigt tugendhafter und patriotischer Gesinnung begnügt hätten. In Schillers „Jungfrau von Orléans" (1801) sei nicht die Volksbefreiung, sondern das Wunder selbst das eigentliche Problem. Im Tell (1804) werde ein Volk durch Verschwörungen, Meuchelmord und im übrigen durch Zufälligkeiten befreit; Problem sei hier: Gedanken über

*) Im Rahmen meiner Arbeit soll jedoch der Gehalt der Ausgangspunkt sein, für den das Formale nur Mittel ist.

Leben und Weltlauf. Theodor Körners „Zriny“ erscheint als der Gipfel des patriotischen Dramas, es schwelge in Edelmut und Opferlust. Bei Schiller und Körner fänden sich überall glänzende Deklamationsstücke, nicht so bei Kleist. Und Hermann habe auch nicht die Aufgaben eines Soldaten, sondern eines Heerführers und Volksherrschers zu erfüllen. Von Kleist aber sagt Meyer-Benfey: „Auch im Leben wäre sein richtiger Platz nicht der eines Soldaten oder Linienoffiziers gewesen, sondern im Generalstabe als Mitarbeiter Gneisenaus — wie es ihm ja in seiner letzten Lebenszeit möglich schien“.

Das deutsche Volk wird reif für die Kleist'schen Gedanken und Ideen: das zeigt auch die Abhandlung von Julius Bab „Bismarcks Vorgestalt“ (oder in verkürzter Fassung in der Schaubühne „Die Hermannsschlacht“) aus dem Jahr 1915. Zwei Genies seien dem märkischen Adel entsprossen, Kleist und Bismarck. Das letzte und tiefste Wesen des Preußentums müßte man erkennen, wollte man die Gemeinsamkeit der Beiden völlig darstellen. An wenigen Beispielen nur macht Bab die verblüffende Ähnlichkeit zwischen Hermann und Bismarck klar. Die Technik der Diplomatie, die kunstvoll geführten Gespräche, die Unverwirrbarkeit des Gefühls und des sicheren Instinktes, das innige Verhältnis zu ihrer Frau, die Suggestionskraft, die Leidenschaftlichkeit und Objektivität für ein und dieselbe Sache — das alles haben die Beiden bis in kleinste Einzelheiten und übereinstimmende Wortwendungen hinein gemeinsam. Und ein Beispiel: weder Hermann noch Bismarck hängen dem Haß dort noch nach, wo er nicht mehr sachlich gerechtfertigt ist; „es war der schwerste Sieg in Bismarcks Leben, als er in Nikolsburg seinen König davon überzeugte, daß „wir nicht eines Richteramtes zu walten hätten, sondern deutsche Politik zu treiben“. Hermann kann Egbert nur schwer überzeugen, daß die deutschen Fürsten, bisher im Lager des Varus, nicht mehr als Feinde gelten dürften, „wenn es nunmehr die Römerrache gilt“. So weist Bab auf eine neue Deutungsmöglichkeit der Hermannsschlacht und Kleists vom Standpunkt des Preußen-

aus hin, die uns plötzlich noch ungeahnte und noch unerschlossene Einblicke in das Wesen des Dichters gewähren kann.

Die Wendung zu einem Kleistischen Deutschtum spricht wiederum aus einem Aufsatz Richard Spechts 1915 im Wiener „Merker". Hier seien Urbilder deutschen Wesens geschaffen worden, und das Gefühl für das Deutsche ließe sich nicht überall rational beweisen. Er zitiert Fontane: „Wer dieser Kraft entbehrt, der geh' im Prater spazieren, aber nicht im Teutoburger Wald", weil sich die Wehleidigen hier an den Felsblöcken und Eichenstämmen wund rennen würden. Thusnelda wird als „Ahnherrin der Hebbel- und Ibsenfrauen" bezeichnet. Kleists Dichtertum bewahre selbst im Entsetzlichsten noch sein Kinderlächeln, im Gewaltigsten noch die Lieblichkeit des Naturlauts: Darin läge „der unsägliche Zauber des Werkes". Weil die Römer, „mit der Siegermiene einer wertlosen höheren Kultur", unbeleidigt nach Deutschland kamen, deshalb müsse mit allen Mitteln die deutsche Sache gerettet werden. „Grandios" wird der Befehl zur Zerstückelung der Hally genannt. Man sieht, es ist eine neue Zeit angebrochen, die in der Härte der Wirklichkeit und des Weltkrieges sich wieder dem Realisten Kleist nähert.

Paul Marsop weist 1915, für die Aufführungen der Hermannsschlacht im Wiener Burgtheater, auf die Bardenchorvertonung Hans Pfitzners hin, die jetzt in Straßburg und Frankfurt a. M. schon erklungen sei. Er fordert die Aufführung des Dramas im Ckarakter eines Festspieles.

1916 erscheint die kleine Schrift von Max Fischer „Heinrich von Kleist, der Dichter des Preußentums", deren Titel allerdings mehr verspricht als der Inhalt hält. Das Preußische an Kleist bleibt zu sehr an der Oberfläche; aber sonst ist es eine knappe Zusammenfassung des Wichtigsten. Hermann wird Stein gegenübergestellt, aber auch Bismarck. Die Hermannsschlacht genössen wir heute „in erster Linie um der dichterischen Pracht

willen“ und empfänden sie „gar nicht als ein Tendenzstück“. Gegen Kleist, der „das Drama von der nationalen Wiedergeburt schuf“, grenzt er scharf Goethe ab, der das Wort sprach: „Deutschland ist nichts, aber jeder einzelne Deutsche ist viel“ und vergleicht Schiller mit dem Ubierfürst Aristan, weil er sagte: „Deutschland? aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden, wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf“.

Bernhard Luther schreibt 1916 über „Kleists Patriotismus und Staatsidee“, sein Patriotismus sei immer dagewesen, seit 1808 sei aber erstens das ganzdeutsche Ideal dazugekommen, zweitens, daß sich auch seine Kunst in den Strom der Begebenheiten geworfen habe. Kleist habe von der preußischen Politik gehofft, daß sie hinter dem Schein der Unterwürfigkeit die zähe Absicht verberge, den Tag der Rache herbeizuführen. Sicher habe er Franz II. als Kaiser des geeinten Deutschlands gewollt.

1921 kommt ein Kleistbuch von Philipp Witkop heraus, in dem ein Kapitel der Hermannsschlacht gewidmet ist. Hier ist alles Wesentliche über das Drama enthalten, und der hier eingenommene völkische Standpunkt läßt die Deutung der Hermannsschlacht plötzlich natürlich und unkompliziert erscheinen. Kleist sei in Blut und Ueberlieferung seinem Heimatstaat ganz anders verbunden als Goethe und Schiller. In der Hermannsschlacht ständen metaphysische Güter zur Entscheidung: Würde und Freiheit des deutschen Volkes. Witkop redet von der „deutschen Staats- und Volkspersönlichkeit“; „wie sonst im Drama zwei Einzelpersönlichheiten, so stehen hier zwei Staatspersönlickeiten sich in tragischem Kampf gegenüber“. Kleist stehe auch hier auf der Seite von Müllers organischer Staatsauffassung, gegen Schiller, Humboldt und besonders Fichte, „dessen Staat selbst in den Reden an die Deutsche Nation mehr aufgegeben als gegeben war“. In Hermann sei das ganze deutsche Volk verkörpert und erhöht. Auch Witkop bemerkt, daß die Hermannsschlacht in ihrer Grundstimmung der Tragödie

nahe stehe; nur das Genie vermöge es, unverhüllt in das tragische Antlitz der deutschen Idee zu sehen. „Der Kampf ist aus aller irdischen Bedingtheit vor Gottes Angesicht gerückt". Hermann habe keinen inneren Konflikt durchzukämpfen, er bleibe derselbe. Aber Thusnelda, die „ihr Gefühl in eine Pfütze geworfen hat", muß es in Blut abwaschen; in ihr werde die Würde und Freiheit des deutschen Volkes gereinigt.

Nach der Revolution ist das literarische Interesse für Heinrich von Kleist weiterhin gestiegen. Aber neben der erwachenden völkischen Deutung seines Lebens und seiner Werke marschiert besonders die liberale, aber auch die christliche Reaktion auf. Friedrich Gundolf und Friedrich Braig sind die typischen Hauptvertreter dieser zwei Richtungen.

Friedrich Gundolf (Gundelfinger) schmäht in seinem Kleistbuch in anmaßender Weise den großen Preußen, ohne ihn, schon weil Gundolf von Goethe herkommt, auch nur einigermaßen zu verstehen. Er leugnet jede völkische Bindung bei ihm, neben Lessings Gesamtperson wirke er „wie ein Dummkopf, neben Schiller wie ein Wirrkopf, neben Goethe wie ein Barbar". In der Hermannsschlacht komme Kleists Franzosenhaß nicht aus einer Liebe zum Deutschen, sondern sein Haß „schwoll sofort zu der riesigen selbstgenugsamen Wut an". Gundolf nennt Kleist einen „bornierten Geist"; und gerade das, was jeder Deutsche an der Hermannsschlacht so stark empfindet, die spontane Frische, spricht er ihr ab, und er behauptet den „völligen Mangel an Herzlichkeit und Naivetät". „ . . . so hat Kleist aus einem Weltbürger zu einem Ueberpatrioten sich trainiert. Seine patriotischen Muskeln sind nicht die eines natürlichen starken Menschen, sondern die eines Preisringers". Es liegt nahe, aus Gundolfs Worten auf eine persönliche Abneigung gegen Kleist zu schließen; denn so geht es das ganze Kapitel durch weiter. Vom Patriotismus Arndts oder Steins unterscheide sich der Kleists etwa so wie vom Sprudeln eines Bergquells ein Wasserwerk". Gun-

dolf kann, da er als Jude die tiefer geschichteten deutschen Arteigenschaften offenbar zu spüren nicht vermag, auch nicht das Metaphysich-Gemeinsame zwischen Hermann und Bismarck empfinden und nennt solche Einblicke hochmütig „witzige Parallelen für Primaneraufsätze". Mit seinem Ausdruck: „die vom Ventidius leicht angewärmte Thusnelda" erreicht er den Gipfelpunkt von Widerwärtigkeit, dazu beruhen verschiedene seiner Behauptungen auch noch auf falscher Interpretation. Kurz: hier wird der letzte Versuch gemacht, die Hermannsschlacht rein psychologisch und von einem liberal-individualistischen Standpunkt aus zu deuten*.

Der neubelebte Katholizismus meldet sich in dem großen Kleistwerk von Friedrich Braig 1925. Es ist verwunderlich, daß es im 20. Jahrhundert immer noch Menschen gibt, die eine derartige willkürliche Auslegung wie die von Braig überhaupt für voll nehmen. Ohne irgendwelche Beweise werden in die Werke Kleists alle nur verfügbaren christlichen Motive hineingeheimnißt, und wo das beim besten Willen nicht möglich ist, wird etwas Heidnisches oder Ketzerisches entdeckt, das dann sogleich als Ursache des tragischen Todes genommen werden kann. In der Hermannsfchlacht bringe „der Widerspruch maßlosen heidnischen Rachegeistes zum sittlichen Bewußtsein des Christentums den Konflikt der seelischen Selbstzerstörung, der Hysterie hervor". Das Dämonifche wird als unchristlich verdammt, und durch Maßlosigkeit habe sich Kleist um „die Vollendung" der Dichtung gebracht. Es soll nicht mit Braig um den Begriff „dichterische Vollendung" gestritten werden, aber es ist bezeichnend, daß nach langer Zeit jetzt wieder von dem „Pathologischen" in Thusneldens Gestalt die Rede ist. Hermann ist aber nur zur Hälfte wilder Heide, er ist

*) Sein Blutsgenosse Stephan Zweig, der seinen „Kampf mit dem Dämon" Siegmund Freud widmet, kann es sich auch nicht versagen, Kleist mit verstehendem Blick zu normalisieren und wieder einmal „Pathologie des Gefühls" festzustellen. Das Psychoanalytische tritt aufdringlich in den Vordergrund und der (seelisch-geistige) Schaffensprozeß wird immer wieder unter dem sexuellen Aspekt betrachtet. Zweig betrachtet Kleist mit unleugbar viel Geist, aber mit desto weniger Seele.

nebenbei auch „der Statthalter Gottes auf Erden". Braig dekretiert, Hermanns Vaterland solle das durch den heiligen Kampf wiedergewonnene Paradies sein, der Zustand der Reinheit, Unschuld und Schönheit solle wieder hergestellt werden. Man muß dagegen feststellen, daß es schwer ist und kaum genügend Beweise vorhanden sind, Kleist überhaupt zu einem kirchlichen Christen, auch zu einem protestantischen, zu stempeln. Ein verrannter Eifer aber gehört schon dazu, in die heidnisch-germanische Weltanschauung der Hermannsschlacht katholisch-christliche Wünsche hineinzutragen.

Einen andersartigen, neuen Geist dagegen atmet die Kleistrede von Ernst Bertram 1925: Hier fallen Worte, die bis in die tiefsten Gründe gerade der Hermannsschlacht leuchten. Das Verhältnis von Dichter und Volk, von hohem Individuum und starker Gemeinschaft sei bei uns zerbrochen — das „Gesetz" einer Spätzeit. „Kleists „Krankheit" ist nur eine Form seines Geistes und seiner Seele". Seine Wendung zum Volkstum habe er erst in der französischen Gefangenschaft vollzogen (1807). Nach Jena sei für Kleist der Feind gefunden, "ein höchster Sinn des Tuns . . ., Deutschland noch einmal . . . teutoburgisch zu retten". Bertram spricht vom „Verteidigungscharakter" der Hermannsschlacht. „Eine weltgeschichtliche Maske zugleich für die Gegenüberstellung von zwei Völkern, deren eins die Welt immer als Fuge aus vielen besonderen Stimmen erlebt, während das andere die Welt immer als Provinz einem einzigen Mittelpunkt, der urbs, zivilisatorisch unterworfen sehen möchte: das Volk Herders gegen das Volk des neuen Cäsar". Bertram redet von der deutschen Geschichtstragik, die aus Wort und Angesicht Hermanns spreche, das „Luthertum jeder deutschen Seele" sei an ihm zu sehen. Die freudig-demütigende Einordnung in das Staatsganze sei für Kleist (im Homburg) erst die vorletzte Lösung — „man kennt die letzte".

Keine neuen Gesichtspunkte bringt der Aufsatz von Maria Grunewald (1925), aber sie fordert die Aufführ-

rung der Hermannsschlacht als Weihespiel, denn sie sei den alten Sagen ebenbürtig. „Es ist das größte Werk der deutschen Dichtung wegen seiner sinnbildlichen Gewalt".

Ganz wenige Worte, aber desto treffendere macht Alfred Polgar in seinem „Kritischen Lesebuch" (1926) über die Hermannsschlacht. Sie sei ein „trotziges Lied der eigenen Art, keineswegs ein Loblied. Eine Erhöhung deutschen Wesens ins Ueberlebensgroße, nicht ins Ueberlebensschöne". Kleists Hermann sei ein Genie, „nicht: so ist der Deutsche, sondern: so kann der Deutsche sein, Weib, Kind, Besitz, Leib und Seele zum Opfer bringend, wenn es um Heimat und Freiheit geht". Polgar sagt von dem Cherusker, der Haß habe den Mann zum Ding verzaubert, „nun scheint er gefühllos, herzlos, nicht wie ein grausamer Mensch, sondern wie eine Sache, für die moralische Wertungen überhaupt unzulässig sind". Profile seien in der Dichtung gezeichnet, „in deren Linien wie in einer knappsten Formel ein unveräußerliches Gesetz der Art gefaßt ist". Und in Thusneldas letzter radikaler Heilung erblickt er „das kleine, sinnreiche Abbild der gewaltigen Kur, die Hermann an dem faszinierten, schwachmütigen Deutschland übt".

Joachim Haupt nennt Kleist einen „symbolischen Ausdruck einer geschichtlichen Idee". Kleist glaube an die Macht der Idee, und die zentrale Idee seiner Dichtung nehme er (in seiner späteren Zeit) vom Staate. Er begreife den Staat als einen Organismus, der den Volksgeist verkörpert. In der Hermannsschlacht, jener „politisch-methodischen Befreiungslehre", steht der Staat, wie in Homburg, im Mittelpunkt. Die preußische Staatsidee spreche auch aus diesem Werk: der Erbbesitz am Grund und Boden als dauerndes Opfer für den Staat stehe gegenüber der liberalen Auffassung vom Besitze als Selbstwert. Kleist sei Romantiker, wenn man darunter eine organische Weltanschauung und den Schicksalsglauben verstehe.

## 2. Kapitel.

# Analyse des Stücks.

# I. Teil: Die Römer.

### § 1

### Die römische Politik.

Der „große Kaiser Roms“ ist Oktav Augustus (1145), „Roms große Kaiserin“ ist Livia (1779). Die Römer sind „das Volk des fruchtumblühten Latiens“ (300), sie halten sich für die Söhne der Götter (2201) und für das auserwählte Volk: „für wen erschaffen ward die Welt, als Rom?“ (1061).

Die Römer halten sich für berufen, die Welt zu besiegen (429), sie haben das Mittelmeer beschritten und trotzig Osten und Westen erobert (2), sie haben den Parther und den Gallier niedergeworfen (5) und Augustus steht mit den Cohorten in allen Ländern siegreich aufgepflanzt (1059). Die Römerwaffen machten die Welt zu ihrer Beute, und das Gold der Afern, die Seide Persiens und die Perlen von Korinth nahmen sie in Besitz (600). In ihrem Übermut „ gebläht von Glück“ (2468), wollen sie jetzt auch die Deutschen in den Staub werfen (7). August und Senat fühlen sich in ihrem Imperium nicht sicher vor den deutschen Horden, solange deren „kecke Fürsten“ nicht für alle Zeiten entthront sind (1276). Obwohl die Römer wissen, was Recht ist, kommen sie nach Deutschland und wollen die Deutschen unterdrücken (2216).

Sie kommen, gerüstet mit der ehernen Waffe, die ganze Kunst des Krieges entfaltend, die sie in den vier

Himmelsstrichen ausgelernt haben (293). Sie kommen mit der gegliederten Cohorte, die sich, wo sie geht und steht, des Geistes erfreut (289). Es ist ein Wahn, wenn immer noch Deutsche glauben, nach alter Sitte, in offener Feldschlacht, die Fremden hinwegjagen zu können (276). Ganz Deutschland scheint den Römern gegenüber verloren, und jedem deutschen Fürsten auch sein Thron (281).

Sobald sich die Kaiser Roms an der Schwelle Germaniens zeigten, hatte sich der Ubierfürst Aristan sogleich treulos in die Arme des Varus geworfen (11, 1232). Jünst wurde Ariovist in einer Mordschlacht vernichtet (439): August entriß ihm das Reich der Narisker (46), das nun von Scipio als römischem Statthalter regiert wird (472). In derselben Schlacht des Ariovist erlag der Cimbernfürst Fust, der auf Seiten Ariovists gekämpft hatte, dem römischen Kaiser, er behielt seinen Thron nur noch von der Gnade des August (1220). Der Nervierfürst Gueltar, der auch „auf einen Augenblick" an der Ariovistschlacht beteiligt war, wurde aus dem gleichen Grunde entthront und an seiner Stelle Licin Statthalter in Nervien (472), aber er wurde doch von August durch den Thron von Äduen entschädigt (1224). Fust und Gueltar leisten nun Heeresfolge im Heere des Varus, wie Aristan, und deshalb nur behalten sie ihre Reiche (1209). Dagobert, der nicht mit Rom verbündet ist, wird seinen Thron der Marsen auch bald verlieren (283), aber vorläufig lockt ihn Augustus mit dem ganzen Nariskerreich, wenn er sich der römischen Sache vermählen wolle (44). Die Absetzung des Kattenfürsten Wolf ist auch nur eine Frage der Zeit (282). Holm, der Friesenfürst, auf den jüngst die Rache des Augustus fiel (155), wehrt sich nur noch sterbend gegen Rom (10). In Markoland sitzt ein römischer Statthalter Agricola und verwaltet das Land (472).

Auch Thuiskomar hat den Thron von Sicambrien praktisch schon verloren (282). Hier wird die Unbedenklichkeit der römischen Politik einmal näher ausgeführt. Varus hatte mit ihm den Vertrag geschlossen, er werde

nicht in sein Erbland einmarschieren, wenn Thuiskomar im Kampfe gegen Holm neutral bleibe. Thuiskomar blieb neutral, aber Varus bricht den Vertrag und marschiert in Sicambrien ein, angeblich, weil das der Krieg mit Holm erfordere (23, 157). Nun steht Varus mit seinen drei Legionen in Sicambrien an der Lippe, an der Grenze Cheruskas (402). Die Römer geben scharf auf die deutschen Fürsten acht, und ihre geheimen Boten hängen sie auf (1500). Augustus würde den Versuch einer Befreiung von der römischen Herrschaft genau so wie die Tat selbst bestrafen, die Plätze anstecken, erschlagen, was Waffen trägt, und Weib und Kind gefesselt über den Rhein führen (1662).

So ist die Lage in Deutschland: Das Römerheer ist in allen Feldern aufgepflanzt (148) und bringt das Joch des Tyrannenvolkes (783); das Land der Feinde Augusts wird jedwedem Kriegsgreuel preisgegeben (167), und wer sich nicht feindlich zeigt, wird doch nur als Vasall behandelt (487). Wem das gesamte Reich Germaniens (und darauf kommt es an) gehören wird, ist noch nicht entschieden. Es ist ein allgemeiner Sturz Germanias, in dem nur Hermann als „letzter Pfeiler" aufrecht steht (14).

Neben Hermann steht Marbod, auf ein Heer trotzend, noch selbständig da, und will die Oberherrschaft in Deutschland nur sich selbst verdanken (452). Aber Augustus hat sich hier schon eingemischt und Marbod mit der Herrschaft von Germanien geschmeichelt (757), er hat ihn „schelmisch" gegen Hermann erregt, ihn heimlich mit Geld und Waffen unterstützt und ihm Feldherren zugesandt, die ihn in der Kunst unterrichten sollten, Hermann aus dem Feld zu schlagen (220). Marbod hat wirklich ein Bündnis mit den Römern geschlossen, das sie beide einigt (1344), das aber keine Endlösung darstellt. Marbod ist es ein Mittel, sich selbständig die Oberherrschaft in Germanien zu erobern; Varus will damit die Vernichtung Hermanns, als Voraussetzung zur Vernichtung Marbods. Was das Überschwenken des Varus zu Hermann schließlich veranlaßt, ist eben die Tatsache, daß Marbod

sich nicht „aus voller Brust“, wie man es wünscht (und wie es Hermann scheinbar tut), für Rom entscheidet (1432). Die letzte Absicht des Augustus ist jedoch, Hermann und Marbod zu vernichten (757). Um zu diesem Ziel zu gelangen, bietet Varus nicht nur Marbod, sondern auch Hermann ein Bündnis gegen den anderen an. Wer dann am meisten bietet, d. h. auf die meiste Selbständigkeit verzichtet, soll als vorläufiger Verbündeter, gegen den, der weniger geboten hat, benutzt werden. Marbod hatte zwar ein Offensivbündnis mit Varus geschlossen, Hermann überbietet ihn aber später, indem er Cheruskas ganze Macht als Vasall dem August zu Füßen niederlegt (486).

Die römische Politik Hermann gegenüber ist am weitesten ausgeführt. Vor dem Drama liegt das zweimalige Angebot eines Schutzbündnisses des Augustus gegen Marbod (837), und wir hören, daß der Cäsar Hermann eine prächtige Quadriga zum Geschenk gemacht hat (120). Jetzt bietet ihm Augustus durch seinen Legaten Ventidius zum dritten Male Hilfe gegen Marbod an. Bei einem gemeinsamen Zug gegen Marbod müsse dann Varus natürlich in die Cheruskerplätze einrücken (397). Die Aufnahme des Varus in das cheruskische Gebiet bedeutet aber, aus der Sprache der Diplomatie ins Politische übersetzt, Unterwerfung unter den römischen Kaiser (231). Als Hermann noch zögert, fordert Ventidius plötzlich klar und eindeutig die Entscheidung: Marbod oder Augustus; er verlangt Unterwerfung unter die römische Oberherrschaft und eröffnet ihm dafür die Aussicht auf den germanischen Thron (449). Diese Belohnung für die Unterwerfung versucht Ventidius Hermann möglichst glaubhaft zu machen: gerade er sei für den Thron geeignet, weil er durch den Schutz, den ihm jetzt Augustus gegen Marbod angedeihen lasse, auf immer den Römern verbunden und zu Dank verpflichtet sei (455), und es sei eine Lüge, ein Neffe des August werde sich in Deutschland als Präfekt niederlassen (469). In Wirklichkeit ist es für Ventidius eine Selbstverständlichkeit, daß Hermann fallen wird (1801). Cheruska soll als erobertes Gebiet betrachtet werden (1266), Varus gilt als Sieger in Cheruska und ihm ist von

August geboten, daselbst den Platz für ein römisches Kastell, als Zwingburg für den künftigen Statthalter, auszusuchen (1259). Das Bündnis, von beiden Seiten unaufrichtig gemeint und auf die Vernichtung des anderen hinzielend, kommt zustande. Während jedoch Hermann die Römer völlig durchschaut, lassen sich diese von seiner scheinbaren Ahnungslosigkeit täuschen. Ventidius will die Unterwerfung Hermanns sofort nach Rom melden, und dort wird man ein Freudenfest feiern (493); Varus überreicht der Thusnelda im Namen seines „hohen Herrn" ein luxuriöses Geschenk: „August .... bewaffnet deine Schönheit, damit du Hermanns großes Herz stets in der Freundschaft Banden ihm erhaltest" (1199). Scheinbar hat Varus Hermann in seiner Gewalt, als er ihm Septimius als Feldherrn beigibt (1303), der das cheruskische Heer in römischer Ordnung aufstellen soll (1628), und als Crassus mit 3 Cohorten Teutoburg besetzt (1311). Aber es kommt jetzt darauf an, wer dem anderen mehr traut und sich von seinem Vertragsbruch zuerst überraschen läßt.

Weil Varus durch den Bund mit Marbod zwei Eisen im Feuer hat, kann er durch Ventidius bei Hermann plötzlich die Forderung nach völliger Unterwerfung wagen. Als Hermann (scheinbar) ganz darauf eingeht, läßt der römische Feldherr Marbod sofort fallen (1432) und zieht seine Truppen unter Fulvius Lepidus aus dem suevischen Lager zurück (1437). Marbod ist somit verraten und gilt als Feind der Römer (1329). Möglich war diese römische Politik nur durch die unpolitische Verblendung Marbods und besonders seines Rates Attarin, die in Augustus den ehrlichen Verbündeten zu sehen glauben (1340, 1400), und an diesem Glauben beinahe zugrunde gehen.

Die römischen Legionen erlauben sich bei ihrem Auftreten in den germanischen Ländern überall ungeheure Unordnungen (894). Greueltaten einzelner werden berichtet (905), beim Durchzug brennen und sengen die Truppen (897), eine heilige Eiche wird gefällt (921) und ein Aufruhr in einigen Dörfern dadurch rasch erstickt,

daß die gesamten Ortschaften angesteckt werden (927). Der Zügellosigkeit der Soldaten (940) stehen die Feldherren achselzuckend gegenüber (911). Eine Meute geiler Römer hat schamlos die junge Hally vergewaltigt (1583). Das alles sind Zeichen der inneren Disziplinlosigkeit. Aber es wird andererseits von der Zucht und der strengen Disziplin der Cohorten des Crassus gesprochen (1481), es gibt auch anständige und edle Römer: dort rettet einer unter eigener Lebensgefahr ein Kind aus dem Feuer (1710), manche halten auf Ordnung und beschützen das Eigentum (1705), und nach der Schändung der Hally werden drei der Täter von einem jungen Römerhauptmann mit dem Schwert durchbort (1538).

Die Römer können die Volksnatur der Deutschen nicht verstehen (312). Und weil die ganze Welt nur für Rom erschaffen scheint (1061), geht die Beurteilung der Deutschen nur nach dem Gesichtspunkt: was nützen sie den Römern? So werden die Germanen praktisch mit den Tieren im Walde gleichgewertet, die ausgeweidet und gepelzt werden (1058). Im Gegensatz zu den „königlichen Menschen", mit denen er bisher gekämpft, nennt der edle Septimius die Deutschen „Hunde" wegen ihrer barbarischen Art (2223). Man verachtet die plumpen und ehrlichen Germanen (1250) und ihre Sprache empfindet man als ein „Geheul" (1903). Tatsächlich sind die Römer ein altes kultiviertes Volk; schöne Kunstwerke entstanden in Rom und werden in Germanien bewundert (990), und die römische Mode in Haarfrisur und Kleidung ist tonangebend und imponiert den deutschen Frauen (985).

Die Verachtung der Menschenwürde und die rein wirtschaftliche Betrachtungsweise, mit der die Römer die Deutschen ansehen, wird deutlich gemacht durch die wiederholte Bemerkung, daß auf dem Markt in Rom goldhelle und seidenweiche Frauenhaare verkauft werden, die aus Cheruska stammen (1794). Die römischen Damen haben schwarze Zähne und schmutzige Haare (1008); ihre Zähne reißen sie sich aus und stecken die weißen der Deutschen dafür in die Lücken, und die schwarzen

Haare schneiden sie sich ab und hängen die blonden dafür um den Kopf (1049). Aus diesem Grunde, sagt Ventidius, sind die Cohorten über den Rhein gekommen (1013). Wenn Hermann geschlagen worden wäre, hätte Ventidius der Thusnelda das Haar geschoren und es der Kaiserin Livia nach Rom geschickt (1643, 1800), und schon erzählt man von einer Frau, die von drei Römern überfallen und ihrer Zähne und Haare beraubt worden sei (1024). Das alles können die Römer tun, da es keine Macht gibt, die sie daran hindert (1643).

So rückten die Römer als Fremdlinge in Deutschland ein, und die Deutschen ertrugen bisher alle Leiden [2236]. „Doch endlich drückt des Joches Schwere, und abgeschüttelt will es sein" (2242). Unbeleidigt kamen die Legionen nach Germanien, um ein Volk zu unterdrücken (2217). Imperialismus ist das Wesen der römischen Politik; eine Tyrannenmacht versucht, das „heilige Vaterland" zu zertreten (2130), den Deutschen die Sklavenkette zu bringen (2139) und aus dem freien Germanien eine Wirtschaftskolonie des Imperium Romanum zu machen. Wenn für Hermann das Volk eine göttliche Einrichtung der Natur ist, dann ist die römische Politik schlechthin gegen das Göttliche, die Römer sind dann „die giftge Brut der Hölle" (1332), die „höhnische Dämonenbrut" (1723), „die Kinder des Betruges" (202); das Ganze erscheint Hermann „dämonenartig", und Rom ist „das Drachennest" (602), vor dem der Kreis der Welt keine Ruhe erschwingen wird, als bis es ganz zerstört ist (2632).

## § 2

## Die einzelnen Römer.

### a) Varus.

Quintilius Varus, der römische Feldherr des Augustus (1108), ist schon ein älterer Mann (2014). Er ist nur Werkzeug in der Hand des Cäsaren: „Es ist nicht meines Amtes, den Willen meines Kaisers zu erspähen" (1273).

Wegen der Greueltaten der römischen Soldaten und der Fällung der Wodanseiche entschuldigt er sich sofort bei Hermann, als er mit ihm zusammentrifft. „ . . . . eine Aufführung, nicht eben, leider! sehr geschickt, den Römer in Cheruska zu empfehlen" (1124). Varus bedauert aber die Vorkommnisse nur vom rein römisch-politischen Standpunkt aus, menschlich nimmt er keine Stellung dazu und seine Entschuldigung ist ein Teil seiner geschickten Politik. Er versucht dem Feind in jeder Beziehung entgegenzukommen und ihn zufriedenzustellen: er befiehlt, alle Wodanseichen besonders zu bewachen (1174), tolerant will er den Wodan als den „Zeus der Deutschen" geehrt wissen, und er behauptet Hermann gegenüber, Wodan sei der Gott, dem sich seine Knie sogleich, beim ersten Eintritt in dieses Land, gebeugt hätten (1186). In äußerlichen Dingen zeigt Varus seinen guten Willen, der völkischen Eigenart der Deutschen entgegenzukommen, aber die römische Volksubstanz in ihm hat nicht die Möglichkeit in sich, die Volksnatur des Deutschen verstehen zu können. Der gute Wille erreicht somit das Gegenteil von dem, was er bezweckt; Varus beleidigt nämlich gerade die Germanen, als er durch Überwachung der Eichen und durch Belehrung jedes Vorübergehenden, daß Wodan in der Nähe sei, sie zu versöhnen glaubt (1183).

Die skrupellose Politik des Varus wird an seinem Vertragsbruch Thuiskomar gegenüber deutlich. Aber er versucht, möglichst den Schein des Rechts und der Treue aufrecht zu erhalten; er schreibt an Thuiskomar, dessen Freundschaft für Augustus lasse ihn hoffen, er werde ihm diesen dreisten Schritt, den die Not ihm dringend abgepreßt habe, verzeihen (33). Ein politischer Vertrag ist ihm kein bindendes Ehrenwort, sondern eines von den vielen Machtmitteln in der Politik: wenn der Gegner für den Vertrag keine Rückversicherung hat und ihn nur aus Treu und Glauben für bindend hält, dann ist der Römer im Vorteil, und er wird den Vertrag brechen, sobald es die Lage erfordert. Thuiskomar erscheint diese Handlungsweise eines Mannes, der sich als sein Freund ausgibt, als Verräterei (23). Auch Attarin hält es für

unmöglich, daß sich Varus, „nach dem, wie sich Roms Cäsar zeigte", mit Hermann gegen Marbod verbünden könnte (1400), und als Varus auch dieses Bündnis, das beide einigte, (1344), bricht, erfaßt den Rat Marbods ein heiliger Zorn (1440), und Marbod sieht Varus „zur neunten Hölle niederstürzen", d. h. in den tiefsten Höllenkreis, wo die Verräter sitzen* (1448).

Auch mit Hermann treibt Varus das übliche Spiel: oft bietet er ihm die Cohorten zur Hilfe gegen Marbod, aber nur allzu klar läßt er die Absicht sehen, den Adler auch in Cheruska aufzupflanzen. Bisher hat das Hermann durch schlaueste Wendungen der Staatskunst verhindern können, jetzt aber steht Varus im Westen Cheruskas drohend mit drei Legionen da (181). Wo List und Verstellung nichts ausrichten, wo der Gegner den Mantel der Freundschaft aufdeckt und kalte egoistische Berechnung darunter erblickt, und sich nicht unterwerfen will, da läßt Varus den brutalen Machtstandpunkt für einen Augenblick durchschimmern, und das Entsetzen vor den eisenstarrenden Legionen macht den Gegner sofort willfährig, Verhandlungen auf einer anderen Grundlage zu suchen. Auch Hermann kapituliert scheinbar, als die römische Armee anrückt.

In Varus verkörpert sich das alte Rom. Er ist ein tapferer Krieger, er wächst mit seiner Aufgabe, als ihm klar ist, daß Hermann und Marbod gegen ihn stehen: einem pfeilverletzten Eber gleich stürzt er sich schnell auf die deutsche Hilfsschar (2449). In der Gefahr ist er ganz von der Berechtigung der römischen Sache durchdrungen und nennt Hermann „den Verräter" (1208). Als Hermann, Fust und Gueltar gegen ihn auftreten, nimmt er, der sich vorher aus Scham über seine Niederlage schon selbst hatte töten wollen (2476), ein Schwert auf und fordert Hermann wütend zum Kampf heraus: „nun will ich tun, als führt' ich zehn Legionen!" (2485). Und als Fust gegen ihn anrennt, glaubt er noch, mit ihm fertig zu werden (2520). Varus fällt im Zweikampf und

*) Dante, Göttliche Komödie.

seine letzten Worte verraten seine ganze heroische Lebensanschauung: „Rom, wenn du fällst, wie ich: was willst du mehr?“* (2523).

Trotz seiner Tapferkeit muß er untergehen, trotz seiner klugen Diplomatie läßt er sich von Hermann täuschen. Aber mehrmals ahnt dieser nüchterne Römer schon das kommende Verhängnis, das Untergangsreife seines Volkes kommt in ihm in manchen Augenblicken als Pessimismus und Unsicherheit des Gefühles hoch. Seit dem Zeitpunkt, in dem er die Lippe überschifft hat, ahnt er schon, Marbod und Hermann verstünden sich heimlich in dieser Fehde (2020); er bangt für die Sicherheit Roms, solange die deutschen Fürsten noch regieren (1279); die düstere Prophezeiung der Alraune vollends „lähmt ihm des Lebens Fittig“ (1990). „Unrömerhaft“ sieht er sich schon mit Dolchen in den Staub geworfen (2019), und er zweifelt an der Wahrheit des Spruchs des Zeuspriesters, der ihm Sieg verkündete (2035). Ja, er nennt Aristan einen Verräter, der doch der einzige deutsche Fürst ist, der der römischen Sache treu bleibt (2090). Hier erkennt er einen Moment lang die sittliche Berechtigung der großen Verschwörung und des deutschen Freiheitskampfes an. Die skeptische Haltung dauert aber nur während der lähmenden Ungewißheit der Lage an; sobald die Situation, wenn auch als ziemlich hoffnungslos, in allen Teilen klar erkannt ist, ist alle Furcht verdrängt und der Feldherr sieht der Gefahr mit einer bestimmten inneren Festigkeit entgegen. „Auf! Noch ist alles nicht verloren!“ (2099), bei diesen Worten hat Varus die alte Kraft wiedergewonnen, die ihn zu einem würdigen Todeskampf befähigt; er läßt sich nicht erschrecken (2109).

### b) Septimius.

Septimius Nerva, ein römischer Unterführer des Varus, ist von dem selben Rang wie Crassus (1177). Er ist ein geschickter (1303) und siegreicher Feldherr, der

*) Hier wird Varus fast zum Helden des Dramas.

„das Geschlecht der königlichen Menschen in Ost und West“ besiegt hat (2223). Er ist weniger Diplomat als Militär; als er dem Cheruskerheer beigegeben wird, ordnet er sich in soldatischer Disziplin unter, wenn Hermann befiehlt (1637, 1647).

Er ist ein edler Mensch, der die Menschenwürde auch im Deutschen anerkennt. Bei dem Brand in Arkon hatte er mit retten helfen, und dem Eigner einer verbrannten Hütte „schüttete er gerührt zwei volle Säckel Geldes aus“ (2178). Er ist aber der feine Kulturmensch, der sich unendlich erhaben über den „Barbaren“ Hermann fühlt, als dieser dem wehrlosen Gefangenen den Tod verkündet (2189); innerer Adel und verachtender Stolz sprechen aus seinen Worten, und die Sympathie Kleist's steht für kurze Zeit auf seiner Seite. „Mit Würde“ erinnert er Hermann an seine Siegerpflicht (2206): das ewige menschliche Sittengesetz verlange, daß ein wehrloses Haupt der Rache heilig sei (2211). Aber er muß sich von Hermann sagen lassen, daß das menschliche Sittengesetz nicht nur unter einzelnen Menschen, sondern auch im Verkehr der Völker gültig sei (2216). Er muß sterben, weil er, obwohl menschlich gerecht, für eine ungerechte Sache kämpft. Er wird sich aber dessen nicht bewußt, er hatte den Krieg in Deutschland bisher als Kampf mit würdigen Helden betrachtet (2222), er kämpft um des edlen Kampfes willen und sieht nicht die Ideen dahinter, denen der Kampf nur Mittel ist: Imperialismus oder Freiheit des Volkstums.

Septimius soll sich in diesem Feldzug auf Befehl des Varus in das Gefolge Hermanns mischen und seinen militärischen Berater darstellen (1304). Er soll offiziell „dem Kriegsbefehl des Königs gehorchen“ (130), aber dabei den Aufpasser spielen; Hermann nennt ihn „den Halsring von der Kette, die der Cheruska angetan“ (2175). Er hat offenbar von Varus den Auftrag, das Cheruskerheer nach Römerart in kleinere Manipeln abzuteilen (1628). Aber er läßt sich von Hermann täuschen, tritt auch nicht selbstbewußt und energisch auf. Den Feldherren Her-

manns gibt er nach; auf den Cheruskerfürst wartet er geduldig bis in die Nacht; als endlich am Morgen Hermann kommt, schweigt er zustimmend und läßt es geschehen, daß „nun alles beim Alten bleiben muß“ (1631). Er schaut überhaupt politisch nicht durch: er glaubt ehrlich daran, daß die Römer als Freunde und zum Schutz Hermanns gekommen seien (2196), und in seiner edlen Einfalt hätte er alles andere geglaubt, als daß Hermann falsch spielen würde (2195). Bis zum letzten Augenblick behält er den Glauben an die gerechte römische Sache, „die Götter werden ihre Söhne schützen“ (2201), und sieht sich selbst als unschuldiges Opfer tierisch-roher Menschen (2224).

### c) Ventidius.

Ventidius Carbo, der Römerritter (75), ist römischer Gesandter bei Hermann. Er ist ein zarter (2413) Jüngling (652), in seiner Person ist etwas Weichlich-Überzivilisiertes, sodaß ihn Thusnelda „das Affengesicht“ nennt (2372), und wegen seiner schwärmerisch galanten Worte heißt sie ihn einmal den „Arkadier“ (1772). In Rom verkehrt er in der höchsten Gesellschaft; die Kaiserin Livia hatte ihm scherzenshalber, als sie ihn zum letzten Mal sah, gesagt, er solle ihr das Haar Thusneldas mitbringen (1797).

Ventidius ist dazu entschlossen: um seinen Zweck zu erreichen, heuchelt er Verehrung für Thusnelda (125), er ist stets um sie herum (967) und schmeichelt ihr ständig mit Worten und kleinen Aufmerksamkeiten (84, 119, 125, 531). „Freund des Hauses“ nennt er sich ihr gegenüber (531) und sucht in ihr den Anschein zu erwecken — es gelingt ihm auch — als ob er sie leidenschaftlich liebe (547, 558, 567). Er tut dies, um seine politische Aufgabe unauffällig und wie aus Freundschaft zu Hermann erledigen zu können, zugleich aber hat er es auf eine Locke der Königin abgesehen, und das Spielen mit der Liebe einer schönen Frau scheint seinem Wesen nur zu sehr zu liegen.

Ventidius ist bald völlig von der Dummheit und Harmlosigkeit Hermanns überzeugt (1257), in einem Hämmling glaubt er mehr Lug und Trug als in dem ganzen deutschen Volk (1249). Er merkt auch nicht, wie Thusnelda ihn täuscht (75). Er meint wirklich, sie bei der Jagd durch einen Schuß gerettet zu haben (517) und fühlt nicht, wie die Fürsten nahe daran sind, ihn auszulachen (110). Auch das ist eine Täuschung, daß er sich von Hermann überzeugen läßt, dieser sei mehr zum Gatten, Vater und guten Fürsten als zum Krieger und Helden veranlagt (445). Völlig verrechnet er sich, wenn er annimmt, Hermann glaube an die Wahrhaftigkeit der Römer, ja, er „danke ihnen noch den Wahn der Tat" (520). Daß Thusneldas Zärtlichkeit zu ihm mehr falsch als aufrichtig ist (652), daß Hermann sie dazu veranlaßt hat, ihn in eine Leidenschaft zu verstricken (672), davon ahnt der römische Legat nicht das Geringste. Es fehlt ihm die psychologische Ader und der scharfe Blick, der für einen Diplomaten notwendig ist. Sein Verstand ist zwar beweglich und geschult, und wenn die Begriffe, mit denen er arbeitet, tatsächlich der Wirklichkeit entsprächen, würde seine Politik Hermann gegenüber richtig und erfolgreich sein: aber Hermann ist eben nicht vom Durchschnitt der anderen deutschen Fürsten.

Die dramatische Handlung zwischen Ventidius und Thusnelda* beginnt, als Thusnelda den Legaten nach der Jagd als Sieger des Urs begrüßt (114). Ventidius fragt daraufhin an, ob er sie in Teutoburg besuchen dürfe (119). Nachdem Hermann sein Bündnisangebot angenommen hat, sucht der Legat Thusnelda auf, mit dem Ziel, ihr eine Locke zu rauben, die er sogleich für Livia mit einem Boten nach Rom abschicken will (527). Die offenbar erlogene Antwort Thusneldas, sie habe die Nacht von ihm geträumt (537), kommt seiner Absicht gerade zu statten; er läßt sich leidenschaftlich vor ihr nieder, „wie selig bin ich, dir ein Gefühl entlockt zu

*) Es ist die Nebenhandlung des Dramas, die neben der Haupthandlung: Hermann — Römer läuft.

haben!“ (549). Nach einer schmachtenden Rede kommt er wie unabsichtlich auf die Locke zu sprechen, die er sich von ihr als Dankeszeichen für die vermeintliche Lebensrettung ausbittet (558). Als ihn Thusnelda als Schwärmer abweist, verdoppelt er seine Liebesbeteuerungen (567). Thusneldas vornehm-bestimmte Worte können ihn nicht bewegen, sich vom Boden zu erheben (591). Als aber die Fürstin selbst aufsteht und ihn nur ansieht, läßt er sie betreten los und erhebt sich gleichfalls (589). Ventidius wird erst wieder mutig, nachdem Thusnelda ihre Frauen gerufen und sich wieder niedergesetzt hat; jetzt läßt er sich in ihrem Rücken nieder, weil er ihr nicht offen ins Gesicht schauen kann, und mit List schneidet er ihr unbemerkt eine Locke aus dem Haar (599). Thusnelda ist empört und beleidigt, aber Ventidius heuchelt weiterhin Liebe, beugt ehrfurchtsvoll ein Knie vor ihr und geht mit Schritten des Triumphes ab (606, 637). Die Verstellung ist ihm gelungen. Thusnelda glaubt an seine Liebe zu ihr und an die Echtheit der Lockengeschichte (636). Aber Ventidius schickt seine Beute sogleich nach Rom und nennt die erworbene Locke „eine klug verschaffte Probe“ von dem Haar, das er Livia zugedacht habe (1803). Er verspricht, sogleich, wenn Hermann gefallen sei, das ganze Haar Thusneldas zu senden (1801). Diese Briefsendung wird durch einen cheruskischen Schützen dem Boten abgejagt und die gesamte Post Hermann überbracht (1767).

Davon hat Ventidius natürlich keine Ahnung. Es gelingt ihm, solange sein Verrat noch nicht offenbar ist, sich bei Thusnelda wieder in Gunst zu setzen. Er überzeugt sie, daß sie sich für den Einzug der Römer auf römische Weise schmücken müsse, und erregt in ihr eine gewisse Eitelkeit (971). Er war dazu auf ihr Zimmer gegangen und hatte ihr am Putztisch gezeigt, wie man in Rom das Haar sich ordnet, den Gürtel legt, das Kleid in Falten wirft (984). Wie nebenbei benutzt er ihre Gesellschaft, um Hermann grüßen zu lassen (969).

Unterdessen ist sein falsches Spiel Hermann und Thusnelda durch den abgefangenen Brief bekannt geworden. Vorher hatte Thusnelda um das Leben des Legaten gebeten (1727): er hatte wirklich bei ihr den Eindruck eines naiv Liebenden zu erwecken vermocht, ja, sich gewisse Sympathien erworben. Jetzt aber ist sein Tod beschlossene Sache, Thusnelda selbst bereitet das Werk der Rache vor. Ventidius ahnt nichts. Kaum ist Hermann aus Teutoburg fort (2288), als er, in lüsterner Begierde nach Thusneldas schönem Leib, versucht, sich mit ihr des Nachts ein Rendez-vous (2291) zu verschaffen. Er spielt zu diesem Zweck weiter die Rolle des Liebenden (2296). Thusnelda geht scheinbar auf alles ein, auch sie versichert ihn ihrer heißen Liebe (2304). Er selbst ist es, der den Park als Treffpunkt vorschlägt (2297); so verwickelt sich Ventidius ohne fremdes Zutun immer enger in sein eigenes Lügennetz, ohne im Geringsten eine Entdeckung zu befürchten. Pünktlich schleicht er an den Park heran und hält ein sentimentales, lüsternes Selbstgespräch. Den stärksten Beweis für sein rein sexuelles Verlangen, das nichts mit Liebe zu tun hat, gibt Kleist, der stets mit dem geheimen Seelenrapport zwischen Liebenden rechnet, indem er Ventidius nicht bemerken läßt, daß es Thusnelda selbst ist, die ihn an der Hand faßt und in das Parktor einläßt (2382). Weil er ein Mensch ohne Herz ist, an seinem Unvermögen, in das Wesen und in die Seele des anderen schauen zu können, geht Ventidius zugrunde. Er glaubt, dem, was ihm als höchste Lust im Leben erscheint, nahe zu sein; statt dessen trifft ihn in demselben Augenblick, was ein Mensch von seinem Schlag als das Schlimmste ansehen muß: ein qualvoller Tod. In jämmerlicher Weise ruft er um Hilfe gegen die Bärin (2398), in sinnloser Angst hat er Thusnelda vergessen und kann den Zusammenhang noch nicht durchschauen (2388, 2412). Er denkt nicht an Widerstand, er jammert nur in unmännlicher Art über die Todesschmerzen (2418) und die ganze Erbärmlichkeit seines Wesens kommt in seinen letzten Worten durch: „Ach! O des Jammers! Weh' mir!" Drei Mal ruft er

„Zeus, der Götter und der Menschen Vater", an, aber seine Gebete verfliegen ins Nichts (2385, 2398, 2412). Das Letzte, was er sagt, ist: „O Thusnelda!", auch das sollte ihm nicht erspart bleiben, seine ganze gräßliche Täuschung noch einsehen zu müssen (2421). So stürzt er als erster Römer in Teutoburg (2429).

# II. Teil: Die Deutschen

## § 3

## Hermann.

Hermann, der König der Cherusker (939), hat seine Residenz in Teutoburg (397). Er ist der Sohn Siegmars (396), und „zur Zeit der grauen Väter" war die Krone bei seinem Stamm rühmlich (2582). Er ist von blondem Haar und blauen Augen (305), körperlich kräftig und hat jüngst eine Bärin im Walde gegriffen (2310). Aber dabei ist er ein Mann von stärkstem Gefühl, er ist so „mild" wie der Frühling (2265). Seine Gattin ist Thusnelda (80), die er so liebt, wie nur ein Deutscher lieben kann, mit Ehrfurcht und mit Sehnsucht (667). Er behandelt sie freilich rein als Weib, er steht immer über ihr und redet sie mit „Thuschen" an (504), „mein Kind" (611), „mein Herzchen" (619) und ist immer freundlich zu ihr (635).

Die letzten Beweggründe zu allen seinen Taten kommen aus einem tiefen religiösen Gefühl. Dieses Gefühl bei Hermann ist der sichere Instinkt für das, was Deutsch ist. Sein Deutschtum sagt ihm, daß den abgefallenen deutschen Fürsten vergeben werden muß, und zu Egbert, der sie nicht verschonen möchte, sagt er: „Hinweg! Verwirre das Gefühl mir nicht! Varus und die Cohorten, sag' ich dir, das ist der Feind, dem dieser Busen schwillt!" (2282). Dieses Gefühl und seine Gottverbundenheit ist es, das ihm jeden Schritt auch in der Politik bestimmt.

Allein muß er in solchem Kriege stehn, nur mit seinem Gott verknüpft (270), weil alle anderen noch ir-

gendwie undeutsch sind, und ihm das Gefühl verwirren und das unabänderliche Bild seines Kampfzieles trüben könnten. Er beteuert „bei Wodan, meinem hohen Herrn“ (227), er hat den altgermanischen Götter- und Schicksalsglauben: nichts läßt sich ohne die gewaltigen Götter vollziehen, sie können drei Boten so gut wie einen zerschmettern, wenn sie es wollen, und der Mensch darf sie nicht versuchen. Der Mensch muß, was auch kommt, als sein Geschick ertragen (853).

Hermann glaubt an den göttlichen Sinn des Volkes und seiner arteigenen Anlagen. Der Deutsche erfreut sich einer größeren Anlage als der Italier (304). Aber der Römer hat in diesem Augenblick seine niedere Anlage mehr entwickelt als der Deutsche (305). Die ganze Menschheit wird sich einmal freiwillig unter einem Königsscepter vereinen (308), wie es die Barden schon geweissagt haben (307), und die Völker dieser Erde, jetzt noch vom Sturm der Zeit gepeitscht, werden ins Gleichgewicht gestellt werden (315). Aber dieser König muß jede andere Volksnatur verstehen und ehren können (313); der Römer ist nicht dazu berufen, weil er nur seine eigene Art begreifen kann (312). Es läßt sich denken, daß ein Deutscher, ein Brite, ein Gallier oder wer ihr wollt das tun kann (310). Doch bis dies geschehen, „kann es leicht sein, der Habicht (Römer) rupft die Brut des Aars, die, noch nicht flügg', im stillen Wipfel einer Eiche ruht“ (die noch nicht vollentwickelten Deutschen) (319). Die römische Weltherrschaft ist also nicht die geweissagte, sie zerstört vielmehr die gottgewollten Volkstümer: sie erscheint Hermann dämonenartig (686), er haßt die Römer (685). Aufgabe des Deutschen ist es, seinen arteigenen Wert zu verwirklichen, und die erste Entwicklungsstufe dahin ist die Vernichtung der Römer in Germanien und in der Welt (2632).

„Das Schicksal, das im Reich der Sterne waltet“, steckt den Menschen die Ziele: Hermanns deutsches Ziel, das ihm im Herzen geschrieben steht, muß er mit allen Mitteln einer schlauen Staatskunst zu verwirklichen suchen (187).

Hermann hat die Schlacht des Ariovist mitgemacht und aus ihr gelernt, daß in offener Feldschlacht die Römer nicht zu schlagen sind (277, 319). Er „kennt die Zeit wie wenige“ (768). Klar sieht er, daß ein aus Waldungen zusammengelaufener Haufen, mit nackter Brust und als Waffe nur einen Morgenstern, sich nicht messen kann mit der gegliederten Cohorte (286). Nur List und Verstellung und eine kluge Staatskunst können das nächstliegende Ziel, die Erledigung des Varus (2505), ermöglichen.

Zwölf Jahre hat Hermann treu nach diesem Ruhme gestrebt (2505). Er hat mit Marbod, als er noch mit ihm befreundet war, über die Knechtschaft der Deutschen gesprochen (1379) und wollte mit ihm „den Staatenbund verhandeln“ (1351). Er war jüngsthin in Rom und brachte Thusnelda von dort ein Diadem mit, auf dem, symbolisch, ein wildes Pferd angebracht war, das seinen Reiter abwirft (989). Nur für einen Augenblick rückt er einmal vor den versammelten mißvergnügten Fürsten mit der Wahrheit seines Zieles heraus: „Nach Rom . . . wenn mir das Glück ein wenig günstig ist“ (365). Sonst aber schweigt er darüber und verbirgt seine Gedanken. Noch bis vor sieben Monaten hatte er zu Marbod in einem freundschaftlichen Verhältnis gestanden (1352). Aber dann hatte Varus Marbod listig gegen ihn erregt (220), Marbod hatte trotzig von Hermann Tribut gefordert (218), und durch diesen Hader waren beide entzweit (2574). Nun steht der Suevenfürst mit einem Heer im Osten von Cheruska an der Weser (178), um sich den Tribut zu erzwingen.

Wie mit Marbod, so hat Hermann auch mit den vier mißvergnügten Fürsten „schon einmal“ über einen Kampfbund verhandelt; aber vergeblich (374), denn es sind „Schwätzer“, die Hermann nicht zu seinen Plänen verwenden kann (1496).

So ist die innerdeutsche Lage für Hermann, als Varus bis zur Lippe vorrückt und mit drei Legionen im

Westen von Cheruska drohend steht (188). Die Römer wollen jetzt in Cheruska einmarschieren, scheinbar gegen Marbod. Wenn jetzt Ventidius Hermann zum dritten Mal die römische Hilfe anbieten wird (396), ist dies der letzte Augenblick für Hermann, sich freiwillig unterwerfen zu können, denn er hat nicht die Macht, den Einmarsch in sein Gebiet zu verhindern (193), was ihm bisher nur durch die schlauesten Windungen der Staatskunst gelungen war (185).

Seine Lage ist jetzt — durch Varus — bedrängter als je (194). Da hält Hermann, der genau weiß, daß nur noch durch List die Römer überwunden werden können, den Augenblick für günstig, „dem Varus, eh' der Mond noch wechselte, das Grab in dem Cheruskerland zu graben" (787).

Im allgemeinen Sturz Deutschlands haben sich die mißvergnügten deutschen Fürsten zu Hermann als „dem letzten Pfeiler": geflüchtet (15). Wolf sagt: „O Deutschland . . . wer rettet dich, wenn es ein Held, wie Siegmars Sohn, nicht tut!" (395). Der Sicambrierfürst kommt sich sehr schlau vor, er glaubt, Hermann wisse noch nicht, daß Varus Sachen verspricht, die er dann nicht hält (21), und man brauche ihm daher nur den „Gaunerstreich" des Varus zu melden und sofort werde er dem Bunde gegen Rom beitreten (36). Keiner dieser vier Fürsten erkennt hinter der Verstellung Hermanns sein wahres Gesicht; sie fürchten, er verhöhne sie, weil er sie, statt eines sofortigen Krieges gegen die Römer, zu einer Jagd auf Hirsch und Ur eingeladen habe (17). Hermann hat es so eingerichtet, daß alle Jagdteilnehmer mit Thusnelda weggehen, und nur die vier mißvergnügten Fürsten noch mit ihm zusammen bleiben (137). Er redet sie mit „ihr Freunde" an (137) und tut, als ob er sich nur dem Vergnügen des Mahles widme (140). Er reagiert scheinbar überhaupt nicht auf die Leidensgeschichte Thuiskomars, sagt vielmehr, er kenne sie schon (169). Denn er hat — bezeichnend dafür, daß er überall Bescheid weiß und die Hände im Spiel hat — den Boten mit der

Unglücksnachricht aus Sicambrien schon vor Thuiskomar gesprochen (169). Hermann erreicht damit, daß Thuiskomar seinen Plan schon zur Hälfte zerstört sieht und nun an Hermann herantritt und ihm dessen bedrängte Lage im Vergleich zu seiner eigenen schildert (172). Hermann gibt gelassen alles zu und sagt nichts weiter (194); er zwingt dadurch Thuiskomar, seine eigenen politischen Fehler zuzugeben (198). Von jetzt an hat Hermann das Gespräch völlig in der Hand: durch die Art der Fragestellung oder durch oft sinnlos erscheinende Antworten führt er die Fürsten, ohne daß sie es merken, wohin er will. Er sagt, er könne sich nicht mit ihnen verbünden, weil er nur mit Ruhm jenem Römerkaiser erliegen wolle, die Fürsten doch aber manch ein anderer Wunsch noch lockend zur Seite ziehe (228). Er formuliert seine Bündnisbedingungen so scharf, weil er tatsächlich einen inneren Umschwung von den ihm Verbündeten verlangt. Die Idee Deutschland ist für ihn der Zentralpunkt alles Denkens und Handelns. Nur weil sie von den Fürsten noch nicht erfaßt ist, will er allein stehen und sich mit ihnen in dieser wichtigen Sache nicht verbinden (236). Als Dagobert und Selgar ihn verspotten, weil er nichts weiter wolle als erliegen, wirft ihnen Hermann (neben ihrer Unfähigkeit) ihre kleinliche Gesinnung vor; er kann sich das in so scharfer Tonart erlauben, weil er genau von dem Streit der Beiden um das Lippgestade unterrichtet ist (242). Dann aber gibt er zu, die Zeit stelle die Gemüter auf eine schwere Probe (die die Fürsten nicht bestehen); die Frage lautet: wer steht allein zur Idee Deutschland, selbst, wenn es gilt, alles zu verlieren? (261). Dieser sein Entschluß, um nichts als um die Freiheit Deutschlands zu kämpfen, lasse kein Bündnis mit Andersdenkenden zu.

Hermann will die vier Fürsten nicht etwa persönlich ärgern, er bittet sogar um Verzeihung wegen seines scharfen Tones, sondern er will sie innerlich umkehren, sie umdenken lehren zum nationalen Gedanken (258). Er malt dem siegeslüsternen Thuiskomar aus, wie er Schritt für Schritt das Land seiner großen Väter verlieren

wolle (350) und wie er nicht die mindeste Hoffnung auf Sieg habe; seine ganze Sorge solle nur sein, geschlagen zu werden (339). All sein Gut, das einmal verloren sei, wolle er gegen Varus dransetzen (327). Dieses völlige Verzichten auf buntfarbige Siegesbilder wird so weit getrieben, daß Wolf fragt, ob sich Hermann denn ohne Widerstand den Römern ergeben wolle (322). Da fährt Hermann mit erkünstelter Entrüstung auf (ob dieser Zumutung, die logisch durch die verschleierten Reden doch gerechtfertigt war) und zeigt plötzlich und überraschend sein wahres Wollen: „Einen Krieg, bei Mana! will ich entflammen, der in Deutschland rasselnd, gleich einem dürren Walde, um sich greifen, und auf zum Himmel lodernd schlagen soll!“ (332). Kampf und Heldentod ist bis jetzt sein Programm, doch als ihn die Fürsten verspotten und reizen, läßt er einen Augenblick sein ganzes großes Ziel durchblicken, in seiner umfassenden Gesamtheit aber auch nur erschaubar für den, der Augen hat zu sehen: nach Rom will er kommen, und wenn nicht er selbst, so doch einer seiner Enkel (365). Jetzt ist es klar, das deutsche Volk soll jederzeit bereit sein, für seine Idee einzustehen; gleichgültig ist es, ob dabei die jetzige Generation schon siegt, oder ob sie dabei stirbt und die Aufgabe den Enkeln überläßt.

Hermann hat sein Ziel den Fürsten deutlich genug klargemacht. Er hat sie mit allen Mitteln bearbeitet, den Kampf mit Rom als sehr schwer aufzufassen, den egoistischen Partikularismus aufzugeben und an dessen Stelle die Idee des deutschen Volkes zu setzen — nun stellt er ihnen nochmals seine Bedingungen: Trennung und in Sicherheitbringen von Weib und Kind, Verkauf und Verpfändung alles Besitzes, Erschlagung der Herden, Verbrennung aller Plätze (374). Aber die Fürsten bestehen die Probe Hermanns nicht. Als Thuiskomar sagt: „Das ist es ja, was wir in diesem Krieg verteidigen wollen“, spricht Hermann das bedeutsame Wort: „Nun denn, ich glaubte, eure Freiheit wär's“, steht höflich auf, entschuldigt sich und sagt: „So kann ich euch nicht helfen“ (386). Der Bund ist am Egoismus der Fürsten

gescheitert.

Aber Hermann ist sicher (und er bekommt am Schluß Recht), daß er mit der stummen Nachwirkung des Gespräches eine größere Wirkung erzielt, als wenn er jetzt weiter in sie gedrungen hätte.

Hermann hatte zu den Fürsten geäußert, sich mit Varus gegen Marbod verbünden zu wollen (217). Vor der Unterredung mit Ventidius hatte er also bereits den Plan, offiziell dieses Bündnis einzugehen. Wie wir schon sahen, bestimmten ihn „Gründe von zwingender Gewalt", die römischen Truppen nicht mehr länger abzulehnen (736). Scheinbar naiv fragt er Ventidius: „Meinst du nicht . . . ., daß ich imstande wär', allein Cheruska vor dem Marbod zu beschützen?" (417). Hermann weiß natürlich genau, daß er jetzt zurückweichen muß, aber auch daraus schlägt er noch Kapital: Ventidius muß ihm nämlich jetzt die Ohnmacht des cheruskischen Heeres versichern, Hermann hat daraufhin nichts eiligeres zu tun, als seinen unkriegerischen Charakter zu betonen und scheinbar aus dieser Selbsterkenntnis heraus nachzugeben (431). Immer ist er bemüht, dem Ventidius Vertrauen einzuflößen, und erzählt ihm das Geschichtchen, daß er mehr zum Familienvater als zum Krieger geboren sei; tatsächlich glaubt Ventidius an die dumme Ehrlichkeit des Cheruskerfürsten (445). Die Rolle des dummen, friedlich-egoistischen Bewunderers der Römer spielt Hermann mit meisterhafter Kunst bis zur Vernichtungsschlacht. Er benutzt die Quadriga des August und tut stolz darauf — in Wirklichkeit aber beachtet er währenddessen das heimliche Gespräch zwischen Ventidius und Thusnelda (121). Er tritt bewußt fürstlich auf und läßt Thusnelda „im Triumph" nach Teutoburg bringen (135), nachdem er sie mit gesellschaftlichem Anstand in den Wagen gehoben hatte (131). In einem großen und prächtigen Fürstenzelt, auf einem Thron sitzend, empfängt er den Legaten zur Audienz (357). Scheinbar aus Höflichkeit und Entgegenkommen bittet er Ventidius, Thusnelda nach

Hause zu begleiten — in Wahrheit will er ihn los sein (124). Den Scäpio schickt er auf eben so unauffällige Weise fort, indem er ihm einfach ein Pferd bringen läßt und allen zuruft „Auf denn!“ (130).

Kaum für den Leser bemerkbar, arbeiten sich Hermann und Thusnelda schon in der Jagdscene heimlich in die Hände: Thusnelda hat von Anfang an die Aufgabe, den Legaten in Sicherheit zu wiegen durch Bewunderung und Liebesgeplänkel (119, 525). Sie schiebt ihm den Ruhm zu, den Ur erlegt und sie selbst errettet zu haben (88): zu diesem Manöver ist sie von Hermann veranlaßt worden. Ihr verstecktes Zusammenarbeiten läßt sich erraten, als Hermann den Fürsten in die Rede fällt, die gerade das tatsächliche Gegenteil beweisen wollen (114). Ja, Hermann muntert Thusnelda auf, Ventidius mit falscher Zärtlichkeit zu entflammen (652, 672).

Hermann weiß, daß Ventidius immer hinter Thusnelda her ist und „wie ein Hund ihr die Fährte abriecht“ (522). Er weiß, daß hier nie von Liebe, sondern höchstens von einem sexuellen Verlangen die Rede sein kann. Als er daher von dem Glauben Thusneldas hört, Ventidius liebe sie wirklich, versucht er, sie auf ernsthafte Weise von dem Gegenteil zu überzeugen: „Ich liebe meinen Hund mehr als er dich“, und: „Wenn er die Orange ausgesaugt, die Schale . . . . wirft er auf den Schutt“ (679). Aber Thusnelda kann das nicht glauben, sie hält den Legaten für einen aufrichtig Liebenden, weil sie selbst von dem fremden römischen Wesen befangen und angekränkelt ist (650). Aber Hermann bewahrt den persönlichen Einwänden Thusneldas gegenüber einen konsequenten Nationalismus und Befreiungswillen, ohne Rücksichten auf irgendwelche anderen (etwa ethischen) Werte: die Guten der Römer sollen mit den Schlechten untergehen! (1697). Und über der Macht des Gefühls zu einem Einzelnen steht ihm die Liebe zu Deutschlands großer Sache (1718). „Was brauch' ich Latier, die mir Gutes tun?“ (1485).

Als nun Ventidius, wie vorausgesehen, von Hermann

die Entscheidung zwischen Marbod und August fordert, und ihm gleichzeitig die Oberherrschaft in Deutschland in Aussicht stellt (446), geht Hermann, nach einem geschickt vorgetäuschten Bedenken (411), auf den Plan des Legaten ein: er steigt vom Thron herab und legt feierlich Cheruskas ganze Macht zu den Füßen Augusts nieder (583). Indem er aber begierig nach der Oberherrschaft in Deutschland von Augusts Gnaden zu streben scheint, bezweckt er damit zweierlei: erstens erscheint er nun unbedingt als treuer Diener des Kaisers, und zweitens kann er jetzt gegen Marbod das falsche Spiel der Römer desto deutlicher klar machen (460) und ihm das Bündnis als stärksten Trumpf unterbreiten. Er spielt konsequent die Rolle des römischen Günstlings weiter und imitiert den nicht seltenen Typ des deutschen partikularistisch-egoistischen Fürsten. Zustande kommt das römische Bündnis auf der Basis des gemeinsamen Feldzuges gegen Marbod; in drei Tagen will Varus bereits dem Suevenfürsten gegenüberstehen (401). Es gelingt Hermann, Ventidius völlig sicher und siegesgewiß zu machen; der Legat betrachtet die „Unterwerfung" unter Rom als einen Triumph des römischen Volkes (491).

Nach dem entscheidenden Schritt des Vertrages mit Varus liegt jetzt Hermann doppelt viel daran, daß Thusnelda mithilft, Ventidius in Sorglosigkeit zu wiegen. Als daher der Legat die Fürstin sucht, diese aber froh ist, ihm entgangen zu sein, sagt Hermann: „Thuschen! Geschwind! Ich bitte Dich!" (507), und als sie zögert, eindringlich und fast aufgeregt: „Zurück, mein Herzchen! Liebst du mich! Zurücke! In deine Zimmer wieder! Rasch! Zurücke!" (508). Er ist erstaunt, daß Thusnelda gerade in dem wichtigen Augenblick ihm etwas verweigern will (510). Da bittet Thusnelda, mit diesem Römer aus dem Spiel gelassen zu werden (511), weil er ihr leid tue (514). Hermann kennt das weiche Gemüt seiner Frau genau, er weiß sofort, daß sie Mitleid mit dem Legaten hat, weil sie glaubt, er liebe sie. Hermann weiß, daß sie moralische Bedenken hat, einen gutgläubigen Mann zu täuschen, daß ihre Bedenken gegen das

Spiel mit Ventidius aber noch leicht sind; er schickt sie daher einfach fort und sagt nur noch einmal: „Du sei mir klug, ich rat' es dir!" (524). Tatsächlich täuscht Thusnelda den Legaten sogleich wieder (537). Nach dem Lockenraub aber ist der Zeitpunkt gekommen, die Fürstin von dem Römer innerlich zu entfernen. Die Ereignisse helfen ihm dabei. Thusnelda tritt erhitzt und erzürnt auf (609), aber Hermann, der sicher innerlich über die Unverschämtheit des Ventidius genau so entrüstet wie die Fürstin ist, sagt ihr „mit Humor", sie könne froh sein, daß Ventidius ihr nicht die Scheitel ratzenkahl abgeschnitten habe, denn er habe nicht die Macht, es dem Legaten zu wehren (639). Es gelingt ihm nicht, sie von der Unwahrhaftigkeit auch des Legaten zu überzeugen; aber als sie bittet, mit dem Römer aus dem Spiel gelassen zu werden, verspricht er ihr: in drei Tagen soll sein Besuch dir nicht zur Last mehr fallen!" (697). Das ist wieder ein psychologisch kluger Schachzug, denn Thusnelda, die gewisse unklare Sympathien für Ventidius hegt, im übrigen aber nichts von den Vernichtungsplänen Hermanns weiß, wird in diesen drei Tagen zumindest nicht unfreundlich gegen den Legaten sein. Tatsächlich setzt sie die bisher von Hermann inspirierte und zur Hälfte geheuchelte freundschaftliche Haltung zu Ventidius nun fort: beim nächsten Zusammentreffen läßt sie sich auf ihrem Zimmer von ihm gern die römische Mode beibringen (970).

Hermann führt jetzt seinen Plan aus: durch einen einzigen Brief soll das Schicksal Deutschlands entschieden werden. Er hat sich einen Geheimboten — Luitgar — besorgen lassen, und ihm vertraut er, schriftlich und mündlich, umständlich seinen gesamten Plan an (724). Er breitet vor Marbod seine wahre Gesinnung offen aus; er sagt, nach wie vor sei er im Herzen stets der Römer unversöhnter Feind (1326). Er verrät dem Suevenfürst den ganzen geheimen Plan des Varus: dieser wolle schon am Idus des August die Weser überschiffen, Hermann solle ihm folgen, jenseits der Weser wollten beide plötzlich vereint auf Marbods Haufen fallen, und nach dessen Niederwerfung solle Hermann deutscher

König werden (738). Er fordert ihn auf, dem Mordverrat zuvorzukommen (1329) und legt ihm dazu seinen Kriegsplan vor, der leicht zu begreifen ist (796): Marbod solle die Weser überschreiten und Varus bis zum Teutoburger Walde entgegenrücken, er selbst wolle dem römischen Heere von hinten nachrücken, und im Morast des Teutoburger Waldes würden sie vereint mit ihrer Doppelmacht die Legionen erdrücken (797, 1322). Zum Preis für dieses Bündnis unterwirft sich Hermann Marbod und erkennt ihn als Oberherrn in Deutschland an (775, 1333), da er, soll er einen Oberherrn über sich haben, sich lieber einem Deutschen als einem Römer unterwerfe (769). Marbod gebühre von allen Fürsten Deutschlands der Thron am unzweideutigsten, wegen seiner Macht und seines Edelmutes (772). Als Gegenleistung erhofft er von ihm, daß der Suevenfürst nicht einen Tag länger als nötig den Römeradler in den Gefilden seines Knechtes Hermann dulden werde (784). Hermann wartet nicht auf eine Antwort Marbods, sondern vertraut, daß dieser den Kriegsplan billigen werde: der Plan nimmt daher für ihn die Kraft des Gesetzes an (825), er glaubt an sein Gelingen, denn Wodan selbst hat ihn ihm zugeflüstert (821).

Hermann setzt mit diesem Schritt in unerhört kühner Weise alles, sein Höchstes und Heiligstes, das Schicksal Deutschlands, auf eine Karte. Aber diese eine Karte spielt er auch mit allen Mitteln menschlicher Berechnungskunst aus, und er gibt seiner Botschaft die allerstärksten Bürgschaften mit. Er übersendet Marbod mit dem Briefe zusammen seine beiden blonden Jungen und einen Dolch, den Marbod in die weißen Brüste der Knaben drücken soll, wenn in dem Briefe irgendetwas Arges enthalten sei (727). Er fragt Luitgar, ob er gewiß sein könne, daß das Anvertraute „vor morgen Nacht“ in Marbods Händen sei (707), er gibt, obwohl Brief, Dolch und Knaben an sich keiner mündlichen Bestellung bedürften (718), dem Luitgar Kenntnis von seinem Schritt, um ihn in den Stand zu setzen, „sogleich jedwedem Irrtum zu begegnen, der etwa nicht von mir berechnet wäre“ (721). Aus eigener Überzeugung soll Luitgar zum

Ziele mitwirken und im Notfalle selbständig entscheiden können, und ein solcher freier Mitarbeiter (statt eines Dieners in blindem Gehorsam), dem sein Fürst rückhaltloses Vertrauen schenkt, wird sich nun mit todverachtender Begeisterung für seinen Auftrag einsetzen *). „So gebraucht' " ihn Hermann, als Luitgar sagt, nur der Tod solle verhindern, daß Marbod die Nachricht bekäme (862).

Hermanns politischer Verschlagenheit und seiner nie irrenden Menschenkenntnis gelingt es, einmal den Römerfreund zu spielen, zugleich aber den Haß gegen die Fremden zu schüren. Nur mit List läßt sich das bewerkstelligen. Als das Römerheer sengend und brennend naht, schaut er mit Eginhardt und anderen Cheruskern in die Ferne und unterhält sich scheinbar leidenschaftslos über die brennenden Dörfer. Nicht nur geistig und seelisch, sondern auch mit seinen Sinnen sieht und hört er mehr und besser als alle anderen: jetzt entdeckt er schon wieder ein neues Dorf in Flammen, bevor es die anderen gesehen haben (866). Nachdem er mit erkünstelter Ruhe und Sachlichkeit die römischen Brandstiftungen festgestellt hat, befiehlt er, in einem Atemzug mit dieser Feststellung, die Römer aufs beste zu empfangen, und er nennt sie „seine guten Freunde", denen man dankbar sein müsse, weil sie gesandt wären, Cheruska zu beschirmen (881). Keiner versteht ihn richtig, aber die Stimmung der Masse geht gegen die Römer (831, 940).

Seine bewußte Aufhetzung des Volkes wird deutlicher, als er „heimlich und freudig" den drei Hauptleuten, die nacheinander die Greueltaten der Römer berichten, befiehlt, diese Nachrichten in übertriebener Form weiter auszusprengen (900, 514, 932). Eginhardt, als einziger neben Luitgar in die Pläne Hermanns eingeweiht, muß die Meldegänger beiseite nehmen und ihnen erklären, was der Cheruskerfürst meint (901, 917, 938). Hermann ärgert sich, daß „die deutschen Uren" nicht sogleich seine List verstehen, er legt seinem dritten

*) S. Meyer-Benfey, Kleist als vaterländischer Dichter.

Hauptmann Worte in den Mund, die dieser nicht gesprochen hat, die aber Hermann gesprochen wünscht: aber sie verstehen ihn nicht (932). Seine stärkste List aber ist diese: als ein Aeltester der Cherusker Männer zum Feuerlöschen ausschicken will, will Hermann gerade das Entgegengesetzte, nimmt Eginhardt beiseite und befiehlt ihm: ein Häuflein wackerer Leute soll in Römerkleidern vermummt dem Varus nachgeschickt werden, auf allen Straßen zu sengen, zu brennen und zu plündern (943); „wenn sie's geschickt vollziehen, will ich sie lohnen!" (954).

Mit gleicher List tritt er den Römern gegenüber auf. Er will sich bei ihrem Einzug als weichlicher, genießerischer Römling überraschen lassen; er gibt (auch vor Thusnelda) vor, dem Varus entgegenkommen gewollt zu haben (1108), aber er hatte dem Knaben absichtlich undeutlich befohlen, ihn zu rufen, „wenn ihr den großen Adler seht" (982). So hat er neben seinem Zelte ein großes weiches Polster mit prächtigen Tigerfellen aufbauen lassen, der Luxus des Sitzes erregt sogar Thusneldas Staunen (962, 866). Mit einer schwachen Begründung rechtfertigt er sich gegen ihre Vorwürfe (964), dann aber spielt er „Perserschach" und läßt sich Wein bringen (965). Er will den Römern schmeicheln und ihnen vorspiegeln, daß sie einen entarteten Fürsten vor sich sähen (964).

Noch bevor die Römer in Teutoburg einziehen, will Hermann auch Thusnelda gegen die Römer aufwiegeln und besonders gegen Ventidius einnehmen. Es ist dies wieder schwierig für ihn, da Thusnelda nichts von seinen wahren Plänen wissen soll; er läßt sie im Glauben, er wolle mit Varus gegen Marbod kämpfen, will ihr aber zugleich die Verworfenheit der Römer recht deutlich machen. Ihn interessiert nicht, daß sie sich von Ventidius hat schmücken und putzen lassen, aber er tut erstaunt, daß der Legat überhaupt bei ihr war (969). Er lobt einen Augenblick lang ihren schönen Junokopf (987), wie ihn ihr Ventidius zurecht gemacht hat. Gleich darauf

aber sagt er, ganz unvermittelt, und doch scheinbar durch das Gespräch über die Haarfrisur darauf gebracht: „Wie wirst du aussehn, . . . wenn du mit einem kahlen Kopf wirst gehn?“ (995). Hermann weiß noch nichts von den Absichten des Ventidius; desto verblüffender wirkt seine Vorausahnung kommender Dinge. Aber er will an einem möglichen, durchaus persönlichen und gegenständlichen Beispiel Thusneldas Haß gegen die Römer entfachen. Sie kann ihn zunächst nicht verstehen, aber er hat ihre ganze Aufmerksamkeit erworben (1001). Er geht an die Beweisführung seiner Behauptung: Die römischen Damen haben keine hübschen, trockenen goldenen Haare wie Thusnelda, sondern schwarze und fette wie Hexen (1008); ihr die Haare abzuschneiden, sind die Cohorten über den Rhein gekommen (1013). Sie nennt ihn einen Affen, als er fragt, ob ihr Ventidius nicht schon erzählt habe, daß die Römer wegen der blonden Haare der deutschen Frauen gekommen wären (1020). Hermann bleibt jedoch bei seiner Behauptung, er erzählt eine neue Haarabschneidegeschichte, und als Thusnelda sagt, Ventidius habe diese Geschichte für ein Märchen erklärt, kommt das Hermann gerade wieder zurecht, den Legaten zu verdächtigen; er setzt allen seinen Behauptungen die Krone auf: Ventidius selbst will dir den Kopf scheren (1033). Thusnelda lacht zunächst, aber als er meint: „Die Folge wird es lehren“ (1038), bedeutet das den inneren Umschlag für sie, sie wird ernsthaft, und von nun an ist es Thusnelda, die selbst die Fragen stellt und die Antworten gibt, wie sie Hermann haben möchte (1033). Nach seiner bekannten psychologischen Manier läßt er Thusnelda selbständig in der Richtung weiterdenken, die er ihr gewiesen hat — das hat zum Erfolg, daß sie jetzt selbst daran glaubt, und er braucht nur noch einmal seine Behauptung zu beteuern, um die Fürstin in eine glühende Wut geraten zu lassen (1053). Thusnelda fragt, mit welchem Rechte das die Römer täten — da entwickelt ihr Hermann die römische Anschauung: Der Deutsche ist ein Tier in den Augen der Römer (1063). Als nun die Fürstin in einen heiligen Zorn gerät, die römische Menschenjägerei verwünscht und auf ihren

Dämonenstolz flucht (1076), da hat er sie so weit, wie er sie haben wollte, und er lacht und sagt: „Nun wird ihr bang' um ihre Zähn' und Haare" (1078). Nur ein Letztes gilt es noch zu erreichen: ihr klar zu machen, daß das Wegnehmen der Haare nur ein kleiner Teil der römischen Absichten ist. Wieder bringt er sie selbst auf den Gedanken, indem er fragt: „Soll ich um deiner gelben Haare, mit Land und Leut' in Kriegsgefahr mich stürzen?" (1084), denn prompt antwortet sie: „Gilt es sonst nichts?" (1086). Da läßt er sich scheinbar von ihr belehren: „Sehr wahr, beim Himmel! Das bedacht' ich nicht. Es sei! Ich will die Sach' mir überlegen" (1089), Thusnelda hat in dem Umfang, in dem sie es ihrer Natur gemäß vermag, die römische Gefahr erkannt. Die Gefahr erkennen, heißt aber, sie schon zur Hälfte überwunden haben. Es bleibt Hermann nur noch übrig, ihr die Möglichkeit des Sichwehrens anzudeuten; er sagt daher, wie im Scherz, man könne den Varus wieder davonjagen (1092), Thusnelda versteht das nicht, aber die Andeutung hinterläßt doch ein bestimmtes Gefühl in ihr: es besteht die Möglichkeit der Abwehr. Der Erfolg des Gespräches ist, daß Thusnelda zwar nicht weiß, was Ernst und was Scherz war, aber sie hat doch eine heimliche Angst und Abscheu vor den Haarabschneidern bekommen; es steht jetzt schon fest, daß sie sich in einem solchen Falle energisch wehren würde (1101). Sie steht jetzt den Römern anders gegenüber.

Hermann zeigt sich den Römern gegenüber gänzlich unheldisch und unterwürfig. Er hat es ruhig geschehen lassen, daß die vier mißvergnügten Fürsten, die er nicht in seinen geheimen Plan einweihen wollte, bei der Ankunft der Römer sogleich fluchend Teutoburg verlassen haben (1490). Jetzt sucht er Varus durch außerordentliches Entgegenkommen in Sicherheit zu wiegen (1111); er entschuldigt sich für sein versehentliches Nichtentgegengehen (1111) und redet ihn mit großartigen Worten an (1115). Er bittet um Entschuldigung für die allzu raschen rebellischen Cherusker und möchte die zum Tode verurteilten römischen Übeltäter freigesprochen wis-

sen (1135), wobei dem Varus der listige Hintergedanke verborgen bleibt, daß Hermann im Volk den Anschein erwecken will, als ob alle Verbrechen der Römer straffrei blieben. Hermann sagt entschuldigend, die Tat der Römer sei aus Unbedacht geschehen, und solche Mißgriffe seien auf einem Heereszug unvermeidlich (1138). Er erreicht durch seine schmeichlerisch-knechtischen Worte, daß ihm Varus freundlich die Hand drückt (1149). Nur die Wodanseichen wünscht Hermann geschont und bittet Varus ausdrücklich darum; auf Varus muß das den Eindruck von Hermanns Ehrlichkeit verstärken, in Wirklichkeit fürchtet Hermann ein vorzeitiges Losschlagen der Cherusker, wenn die heiligen Bäume ruchlos gefällt werden (1163), und das möchte er damit verhindern. Dienstbeflissen meint Hermann, als ihn Varus fragt, ob er nun zufrieden sei: „Du überfleuchst, Quintilius, die Wünsche deines Knechts (1195). Und er läßt es sich schweigend gefallen, daß Varus Thusnelda offen und galant Geschenke bringt, damit sie ihn immer dem Kaiser als Freund erhalte (1197).

In überaus kluger Weise erspäht Hermann die politische Anschauung der drei abgefallenen deutschen Fürsten Fust, Gueltar und Aristan, als sie ihm von Varus vorgestellt werden. Er knüpft ein Gespräch über die Ariovistschlacht an (1212); er sagt „lebhaft“ zu Fust, es sei ein schöner Tag gewesen, an den Fusts Helmbusch ihn erinnere (1215). Der Angeredete faßt sofort Vertrauen zu Hermann und sagt, durch diese verlorene Schlacht sei er in Unfreiheit geraten (1220). Gueltar bekennt ebenfalls, durch die Schlacht den Thron von Nervien verloren zu haben (1224). In beiden Fürsten hat Hermann die ersten Keime zu einem neuen Nationalbewußtsein wieder gelegt. Aber bei Aristan fragt er von vornherein scheinbar naiv, obwohl er es natürlich schon weiß: „Wo war Aristan am Tage der Schlacht?“ (1228). Er will den Verräter noch einmal prüfen, ob er sich vielleicht gewandelt habe, aber er erhält eine stolzfreche Antwort von ihm (1229). Hermann reagiert nicht darauf, er macht vor ihm eine Verbeugung und sagt:

„Arminius bewundert deine Weisheit“ (1235). Dann aber meint er noch, in recht doppelsinniger Weise: “Ihr Herren, wir werden uns noch weiter sprechen“ (1136).

Hermann und auch Thusnelda haben ihre Rollen dem Ventidius gegenüber gut gespielt; Ventidius sagt zu Varus, der Cheruskerfürst sei ein echter Deutscher, und in einem Hammel sei mehr Lug und Trug als in diesem ganzen Volke (1249); man habe nichts von ihm zu fürchten (1257). Auch Varus gegenüber hat sich Hermann gut verstellt; als sich der Römer verraten sieht, ist es ihm unbegreiflich, wie Hermann blondes Haar und blaue Augen haben und doch so falsch sein könne wie ein Punier (2096). Hermann hat sich aber auch geschickt benommen: er lud Varus zu einem Mahl in sein Zelt ein (1291), er ließ sich ruhig von oben her behandeln, ohne mit der Wimper zu zucken (1301), er schmeichelte dem römischen Feldherrn, ließ sich mit anscheinendem Wohlgefallen dessen allzu vertraulich-väterlichen Ton gefallen und gab ihm immer nach (1297).

Hermann braucht keine Latier, die ihm Gutes tun; er verflucht deshalb in der letzten Nacht, die er in Teutoburg zubringt, die Ruhe im Ort (1473) und die Zucht der Cohorten (1522); mit Feuer, Gewalt, Raub und Mord habe er gerechnet, den Römerhaß in den Cheruskerherzen so zu entflammen, daß er durch ganz Germanien schlüge (1486). Er fürchtet das Scheitern seiner ganzen Unternehmung (1489), und er ist bereit, wenn sich niemand rührt, selbst die ganze Teutoburg an allen Ecken anzustecken (1523). Seine innere erwartende Spannung zeigt sich daran, daß, als die Wache die Stunde ruft, er „Gewalt“ rufen zu hören meint (1519). Aber sogleich soll Hermann Gelegenheit zur Aufhetzung des Volkes finden: kurz nach der Tragödie mit Hally treffen Hermann und Eginhardt auf den erregten Volkshaufen, und ein Cherusker meldet seinem Fürsten die Greuel (1580). Als der Mann laut von der „Meute geiler Römer“ redet, will Hermann noch die Vorsicht gewahrt wissen und befiehlt ihm leise und in anderen Worten zu reden (1586). Er weiß noch nicht

um was es sich handelt, und er hat sicher noch nicht vor, offen die Empörung gegen die Römer auszurufen. Als er aber die Erzählung angehört hat, bricht in ihm sein ganzes Gefühl durch: „Hally? Was sagst du mir! Die junge Hally?“ (1588). Hermann hat jetzt eine Tat der Römer, an der er den Haß in den Cheruskern entflammen kann, aber nun packt es ihn selbst mit so hartem Griff, daß er alle Vorsicht gegenüber den Römern außer Acht läßt und mit einer Leidenschaft ohnegleichen das Volk öffentlich zur Rache aufpeitscht (1594). Er versammelt die Massen um sich und um den am Boden liegenden Teuthold, „kommt, ihr Wodanskinder! . . . und hört mich an!“ (1594). Seine Cherusker verstehen ihn, noch bevor er etwas gesprochen hat; ein Mann sagt zu Teuthold: „Hermann dein Rächer ist's, der vor dir steht“ (1600). Und als ihn der Schmied fragt: „Kann er Rom, das Drachennest, vom Erdboden vertilgen?“ — da antwortet er: „Ich kann's und will's!“ (1603). Nun ist der Bann gebrochen, und nun spricht aus Hermann ein dämonischer Rachegeist, der sich auf die umstehenden Cherusker und dann über alle germanischen Stämme verbreitet: er befiehlt die Zerstückelung des Leibes der toten Hally in fünfzehn Stücke, und jedem der fünfzehn germanischen Stämme solle sogleich ein Stück zugesandt werden (1608). „Der wird in Deutschland . . . bis auf die toten Elemente werben: Der Sturmwind wird, die Waldungen durchsausend, Empörung! rufen, und die See, des Landes Ribben schlagend, Freiheit! brüllen“ (1616). Das Volk ist in hellsten Aufruhr gebracht und ruft „Empörung! Rache! Freiheit!“, Teuthold selbst drängt auf die Zerstückelung seiner Tochter (1621), aber Hermann ist schon wieder ruhig und geht mit Eginhardt fort, weil nun Germanien lodert und nichts mehr zu tun ist (1623).

Jetzt folgen die letzten Vorbereitungen zur Schlacht Schlag auf Schlag. Septimius sollte eigentlich das cheruskische Heer auf Wunsch des Varus neu einteilen. Hermann wollte das nicht, durfte seine Absicht jedoch dem Septimius nicht merken lassen. Er befahl deshalb seinen Feldherren, diese Neuerung nur in seiner Gegenwart

zuzulassen; er kommt zu der festgesetzten Zeit einfach nicht hin, und nun beim anbrechenden Morgen tut er erstaunt, und fast vorwurfsvoll zu Septimius, daß die Neuordnung nicht geschehen ist (1627). Aber dann entschuldigt er sich für sein Ausbleiben am Abend und meint schließlich: „Nun — wird es wohl beim Alten bleiben müssen" (1643). Darauf geht er sofort zu einem andern Punkt über. Wieder ist ihm eine List gelungen. Er schickt Septimius fort (1650) und befiehlt, ihn genau zu bewachen (1653). Von jetzt an ist jegliche Gemeinschaft des Heeres mit Teutoburg streng aufgehoben, damit nicht irgend eine verdächtige Nachricht zu Varus gelangt (1654). Denn durch den Lagerplatz läuft bereits das Gerücht, in wenigen Stunden würde über Crassus und seine Cohorten ein fürchterliches Blutgericht ergehen (1669). Astolf ist dreimal so stark wie Crassus, so ist der Ausgang des Kampfes in Teutoburg sicher (1682). Auch für die Irreführung der Hauptarmee hat Hermann gesorgt: Drei Boten, die die Römer führen sollten, hat er geschickt unterrichtet, den Varus nach Pfiffikon, statt, wie er wünschte, nach Iphikon zu führen (1916). Die römische Armee soll erstens im Kreis herumgeführt werden (1937), damit Hermann sie einholen kann, zweitens sollen die Boten sie zu Morästen leiten (1892). Auch diese List gelingt.

Hermann ist sich des Ernstes seiner Lage bewußt; in seinem Monolog ist er sich darüber klar, daß nur das geringste Versehen, der kleinste Fehler in seiner Berechnung, der geringste Anlaß zu Mißtrauen für Varus ganz Cheruska vernichten würde (1656). Er überschaut seine Lage und ist mit allem fertig; nur mit Thusnelda gilt es noch zu reden, sie ganz von Rom loszumachen.

Er geht zu ihr, um ihr den abgefangenen Brief des Ventidius zu zeigen und sie so für die kommende Rache reif zu machen — aber sie kommt ihm mit ihren Fragen zuvor, die gerade auf eine Rettung des Ventidius hinzielen sollten (1667). Als sie nach den Gründen fragt, warum Hermann so grimmig gegen die Römer ver-

fahren wolle, weist er diese problematische Frage kurzerhand ab: „Das muß ich dir ein ander Mal erzählen“ (1686). Er erzählt ihr nun offen seinen Plan, die ganze Besatzung zu vernichten (1675). Er weiß genau, daß aus bewußter oder unbewußter Sorge um Ventidius ihre Angst um die Römer entspringt, aber noch ist er sich über die Stärke ihres Gefühles im Unklaren. Er versucht daher, ob es möglich ist, sie abzulenken: übrigens habe sie gar nichts für ihre persönliche Sicherheit zu fürchten (1689). Aber das gelingt nicht (1695), und so geht Hermann daran, in einer meisterhaften psychologischen Weise die Sympathiegefühle Thusneldas in ihr zu völliger Klarheit und bewußtem Ausdruck zu bringen: Thusnelda will niemanden außer dem Legaten gerettet wissen (1726). Es ist nicht so, daß Hermann jetzt erst die Sympathiegefühle Thusneldas ihr zum Bewußtsein bringt (gleichsam auf psychoanalytische Weise) *, Thusnelda ist sich dieses Gefühles schon bewußt, als sie das Gespräch beginnt. Sie will erst einmal hören, ob nicht grundsätzlich Ausnahmen beim Niedermetzeln der Römer gemacht werden, weil sie sich — aus einem natürlichen Schamgefühl heraus, vor Hermann scheut, offen ihre Sympathien zu Ventidius zuzugeben. Hermann aber bleibt hart und gibt keine Ausnahme zu; kühl bestätigt er die Richtigkeit des Gerüchtes (1675), nicht einer der Römer dürfe am Leben bleiben (1688), die Guten müßten mit den Schlechten untergehen (1697). Er steigert die Angst Thusneldas um Ventidius bis zu dem Grade, daß sie weinend bittet, den Legaten von seiner Rache auszunehmen (1726). Da weicht er plötzlich zurück und schenkt ihr scheinbar das Leben des Ventidius (1732). Denn Thusnelda glaubt an die Aufrichtigkeit des Römers und stellt über die deutsche Sache, die die Vernichtung aller Römer erfordert, einen ethischen Wert, nämlich das Mitleid mit Ventidius, die (scheinbar) reine Liebe eines Individuums. Daß ein Römer auf deutsche Weise lieben könne, ist aber ein Irrtum ihres Gefühls; und indem Hermann ihr das durch Aufzeigen des Briefes klar-

*) wie es Alfred Polgar darstellt

macht, verursacht er einen ungeheueren seelischen Umschlag in ihr. Damit hat Hermann in ihr die Rückkehr zu ihrer eigenen schlichten Natur bewirkt. Alles Römische in ihrer Seele wird vernichtet und der römische Legat muß von ihrer eigenen Hand fallen. Dadurch, daß Hermann sie bis zur Bitte um das Leben des Legaten gebracht hat, verstärkt er das Schamgefühl und die Größe der Erregung in ihr (1732). Nun, wo sie ganz vernichtet scheint und ihr alles in der Welt gleichgültig geworden ist, legt er selbst den ersten Keim der Rache in ihr Herz: „Thuschen, er ist ja noch nicht fort" (1815). Die fürchterliche Rache an Ventidius ist ein äußeres Zeichen für den gewaltigen inneren Umschwung, den Hermann in Thusneldens Seele erzeugt hat: er hat sie durch ein hohes Fieber alles krankhaft-Römische ausscheiden und sie wieder gesund, natürlich und deutsch werden lassen.

Alle diese Listen und Handlungen Hermanns gelten nur dem einen Ziel: Vernichtung des Römertums in Deutschland. Seine Listen führt er daher, wenn nötig, bis zur letzten Konsequenz durch; er opfert nötigenfalls Weib und Kind und wirft auch sein Cheruskerland bereitwillig auf die Wagschale, um mit dem Einsatz des Ganzen alles zu gewinnen oder alles zu verlieren. Er lehnt den Vorschlag Eginhardts ab, einen Teil des Heeres zur Verteidigung des Landes zurückzulassen (1851); denn nicht Cheruska gelte es, sondern das Cheruskertum, und das sei dort, wo Hermann angreife und siege. Zur Überwindung des Römertums hat er alles aufs Beste vorbereitet; Astolf steht mit sechshundert Kriegern in Teutoburg, die drei römischen Cohorten zu vernichten (1827), darauf aber sofort nach dem Teutoburger Walde nachzukommen (1837). Und in Thusnelda, als sie zu ihrer wahren Natur zurückgekehrt ist, hat er den „ersten Sieg" erfochten, sie hat innerlich das Römertum überwunden und ist wieder deutsch geworden (1865). So hatte Hermann alles aufs Genaueste durchdacht, und als die Hörner rufen, ist er mit allem fertig zum Aufbruch (1824). Marbod nimmt vollständig den Kriegsentwurf

des Cheruskers an (1449), obwohl zunächst sein Rat Attarin dem „Fuchsen“ Hermann ein maßloses Mißtrauen entgegenbringt (1337).

Das Bild Hermanns steht lebendig vor unseren Augen. Wie Kleist selbst ist der Cheruskerfürst ein dämonischer Mensch, vom Deutschtum wie von einem Dämon besessen. Er ist das Urbild alles Deutschen. Ein Zeichen des Genies ist an ihm sein unverwirrbarer Sinn für das Wesentliche, sein „Blick in das offene Geheimnis“ (Carlyle). Er ist in den letzten Tiefen des Wesens ergriffen und aufgewühlt von einem als überschwenglich Erschauten. Dieses erschaute Bild ist aber die Idee des Deutschtums, die über allem Persönlichen steht. Die ungeheuere Sachlichkeit in allem zeigt das dämonische Geführtsein zum Werk. Denn jedes im Eros erschaute Bild will Realisierung dieses erosbetroffenen Wertes. So wird die Idee des befreiten Vaterlandes das Zentralgestirn, um das sein Denken und Wünschen kreist; „ihr Sonnenlicht saugt den Sternenglanz aller anderen sittlichen Ideen restlos auf“. Das Vaterland zu befreien, wird Hermann zum staatsmännischen Genie, wie es in keiner Schöpfung der Literatur sonst gezeichnet worden ist. Meyer-Benfey sagt, daß darin nur die Gestalten der geschichtlichen Wirklichkeit dem Cheruskerfürsten Kleists würdig zur Seite stehen.

Wenige nur sehen das Zeichen des Genius an Hermanns Stirn*: einsam und unverstanden geht er — wie der Dichter — den Weg aus der Einsamkeit des Wesens in die tiefere Einsamkeit des Werkes für viele (Bertram). Gundolf nennt das Verhältnis Hermanns zu den Deutschen das tragische Element der Dichtung. Es ist die Einsamkeit des großen Mannes. Hinter dem Gespräch Hermanns mit den Fürsten liegt zweckhafte Verstellung, aber hinter dieser Verstellung scheint noch ein Sinn sich zu verstecken: der Wunsch nach einem tragischen Sinn

*) So der Knabe Luitgar: Wodan selbst habe ihm den Plan zugeflüstert.

deutscher Geschichte. Bertram redet von der deutschen Rune des ewigen Gotenunterganges, die in die hinterhältige Ironie dieses Gespräches eingeritzt sei. Der heimliche Guiscardfluch, der Spruch von dem großen heldischen „Umsonst“ aller nordischen „Tat“ verberge sich hinter dieser zauberhaften Verschlagenheit des Spiels. Was ist das für eine unheimliche, rätselhafte Scene, als Fust, nach schon vollbrachtem Siege, dem Sieger Hermann es nicht gönnt, den Varus zu erledigen? Mit Blut will ihm der Cimbernfürst das Recht dazu auf seine schöne Stirn schreiben, während er ihn gleichzeitig den „Göttlichen“ nennt (2492). Hermann will triumphieren, wenn er „nach einer runden Zahl von Jahren, versteht sich — im Schatten einer Wodanseiche, auf einem Grenzstein, mit den letzten Freunden, den schönen Tod der Helden sterben kann“ (355). Und im Katechismus der Deutschen heißt es: „Also auch, wenn alles unterginge, und kein Mensch, Weiber und Kinder mit eingerechnet, am Leben bliebe, würdest du den Kampf noch billigen? — Allerdings, mein Vater. — Warum? — Weil es Gott lieb ist, wenn Menschen, ihrer Freiheit wegen, sterben“.

## § 4.

## Thusnelda.

Thusnelda, die Gemahlin Hermanns, ist eine sanfte (515) junge Frau (536). Ihre goldenen Locken wallen ihr in üppigen Wogen bis zur Ferse (568); Rinold und Adelhart sind ihre beiden Kinder (1346). Sie nennt Hermann ihren „Gebieter“ (117), weil er als ihr Herr über ihr steht; aber sie wird von ihm geliebt, „so, was ein Deutscher lieben nennt, mit Ehrfurcht und mit Sehnsucht“ (667), und jüngsthin hat er ihr einen geschnittenen Stein aus Rom mitgebracht (990). Thusnelda liebt die Jagd und ist geübt im Bogenschießen (144).

Die Fürstin ist beeinflußt von dem römischen Wesen und seinem Glanz. Als Hermann aus Rom zurückkehrte, brachte er ein strahlendes Diadem mit, und sie nennt es „das schöne Prachtgeschenk“ (991). Wohl spielt sie mit Ventidius, aber sie tut es gern und findet nichts Verwerfliches daran. Mit Vergnügen sieht sie sich von dem Legaten umschmeichelt, dadurch entsteht eine trügerische Eitelkeit in ihr, die sie die wahre Natur des Römers nicht erkennen läßt und so die Ursache zu ihrer Täuschung wird. „Das Gänschen“1) kommt in ihr zum Vorschein. Die bestrickenden Worte der Römer lenken Thusneldas Blicke plötzlich auf ihre eigene Erscheinung, sie beginnt, sich selbst zu betrachten und zu gefallen. In der Gefahr, in der die Deutschen schweben, ist es aber mehr denn je notwendig, sich auf die höheren Werte im Leben zu besinnen, Hinwendung auf Großes setzt jedoch immer eine Abwendung von der eigenen Person voraus, „Enthusiasmiertsein vom eigenen Ich . . . kann nicht auch Wert sein“2). Thusneldas selbstgefällige Betrachtung ihrer Person, mag sie auch nur schwach sein, steht daher im krassen Widerspruch zu den Erfordernissen der Zeit.

Bei der Jagd hat Thusnelda auf mehr denn hundert Schritte mit sicherer Hand den Pfeil durch den Hals eines Urs gejagt (144). Der Ur erhob sich aber noch einmal vom Sande, da streckte ihn Ventidius endgültig nieder (79). Die Fürstin stand im Walde, als sie schoß (107), und sie zeigte nicht die mindeste Regung von Angst, als der Auerochse auf sie losrannte (95), denn sie hätte sich sofort auf eine Pinie oder Eiche retten können (111). Jetzt heuchelt sie aber dem Ventidius vor, sich schon verloren geglaubt zu haben: Ventidius gebühre der Siegesruhm, und er habe ihr das Leben vor dem wuterfüllten Tier gerettet (88). Sie unterhält sich heimlich und halblaut mit dem Legaten, der sie mit „Göttliche“ anredet (119), und lädt ihn zu einem Besuch nach

1) wie Gundolf u. A. es bezeichnen.

2) D. H. Kerler, Der Denker

Teutoburg ein (123). Dann fährt sie — während die Männer noch zusammenbleiben — im Wagen nach Teutoburg ab (136), und Ventidius begleitet sie auf Anregung Hermanns hin (124). Sie treibt, jetzt noch ohne alle Gewissensbisse, mit dem Legaten ein falsches Spiel: Hermann hat sie zu diesen betrügerischen Schritten aufgemuntert (672), und sie folgt ihm ohne Bedenken.

Doch die Jagdscene bleibt nicht ohne Folgen. Als Hermann am nächsten Tag die Fürstin eifrig und ernst bittet, das Spiel weiter zu spielen, sagt sie ihm lächelnd nach einigem Hin- und Herreden, er solle sie mit Ventidius in Ruhe lassen (511). Er tut ihr jetzt leid, sie kann es nicht mit ansehen, daß er von allen verhöhnt wird (513). Obwohl es Hermann noch ohne Mühe gelingt, Thusnelda zur Fortsetzung der Täuschung umzustimmen (524), verrät ihr Verhalten doch, daß in ihrem Herzen irgendwo eine Stelle ist, wo das fremde Römische Eingang gefunden und ihre Sympathie für Ventidius sich entwickelt hat. Auch Hermann empfindet, daß plötzlich etwas in ihr Wesen eingedrungen sei, was ihr artfremd und unnatürlich ist: „Ich glaub', beim Himmel, die römische Tarantel hat — ?“ (518)*.

Doch zunächst treibt sie die List weiter. Sie lügt dem Ventidius vor, in der Nacht nach der Jagd schlecht geschlafen, von dem Ur geträumt und dabei immer Ventidius! gerufen zu haben (537). Da erkennt sie, daß sie mit ihrer falschen Zärtlichkeit anscheinend Unheil angerichtet hat: Ventidius macht ihr die Scene, in der er sie um die Locke anfleht, und wobei er ihr in den höchsten Suberlativen seine Liebe versichert (547).

Ihr ist der Wortschwall des Legaten unangenehm (567), sie macht ihn auf sein ungehöriges Betragen aufmerksam (566), sie bleibt kühl und unbeweglich, als er nochmals um eine Locke bittet, und droht, ihre Frauen zu rufen (580). Schließlich steht sie auf und sieht ihn an: da läßt er sie, bezwungen von ihrem inneren Adel,

*) ergänze: dich gebissen

betreten los und erhebt sich. Thusnelda geht und klingelt ihren Frauen, sie will nicht mit dem „Törichten“ allein sein (592). Ihre Kinder befiehlt sie zu bringen, sie glaubt, vor der Mutter werde des Legaten Schwärmerei verstummen (590). Erst als Gertrud mit im Zimmer ist, setzt sie sich nieder und singt zur Laute ein Lied, das geeignet ist, Ventidius in seine Schranken zurückzuweisen, denn sie bleibt Hermann in Liebe und Treue ergeben (593). Nachdem er ihr heimlich eine goldene Locke geraubt hat, will Thusnelda diese „Dreistigkeit“ kaum glauben, doch Ventidius gibt es zu, und nun ruft die Fürstin empört und hoheitsvoll: „Ventidius Carbo! Du beleidigst mich! Gib sie mir her, sag' ich! — Ventidius Carbo!“ (607). Doch der verschwindet, bis zum Ende die Rolle des Verliebten spielend.

Thusnelda ist bereits so von dem römischen Wesen befangen, daß sie nicht mehr erkennen kann, daß ein Römer, und dazu ein Mensch wie Ventidius Carbo, seinem völkischen und menschlichen Wesen nach garnicht imstande ist, in dem Sinn zu lieben, den sie allein ihrer tiefen deutschen Art nach, unter „Liebe“ versteht. Sie glaubt jetzt wirklich, er liebe sie. Dieser Irrtum des Gefühls entsteht, weil alle ihre Gedanken sich nur in personellen Sphären bewegen und die überpersönlichen Werte verleugnen, die zur Erkenntnis des Wirklichen gerade von höchster Bedeutung sind. Mitleid und Schamgefühl, zwei christliche Gefühle, entspringen bei Thusnelda aus einer beliebig gesetzten moralischen Idee und aus einer Einstellung, die nur die eigene Person im Verhältnis zu anderen „Menschen“ zu denken vermag, die alle natürlichen Gegebenheiten (wie Volkstum und Vaterland) aber als nebensächlich betrachtet. Ein Schuldgefühl ergreift sie. Wo eine Schuld ist, muß auch eine Norm sein, bei deren Uebertretung erst die Schuld festgestellt werden kann: Diese Norm ist bei Thusnelda eine hohe Mitleidsmoral, entstanden aus einer allgemeinen Menschheitsliebe. Es ist durchaus nicht so, daß sie den Ventidius ernsthaft wiederliebe — von einem seelischen Treubruch gegen Hermann kann keine Rede sein.

Ihre vornehm hohe Art, mit der sie dem Legaten bei seinem Flehen um eine Locke begegnet, beweist, daß tiefere Neigungen zu ihm nicht bestehen.

Als Hermann kommt, bittet sie, mit den Besuchen dieses Römers verschont zu werden (612). Sie wünsche nicht länger als Tonne dem Walfisch vorgeworfen zu werden (614). Hermann sagt ihr, daß er keine Macht habe, dem Ventidius etwas zu verwehren (642). Da entwickelt sie ihm ihre sittlichen Gründe, aus denen heraus sie die List nicht weiter mitmachen will: sie fußen auf der falschen Voraussetzung, daß Ventidius sie liebe, daß sie daran Schuld trage und nun zu Mitleid moralisch verpflichtet sei. Den Politiker dürfe Hermann mit Betrug angreifen; aber sie meint, daß daneben gänzlich unbesonnen sein junges Herz sich ihr zuwende (654). Ein hohes sittliches Gefühl läßt sie mit Schmerz empfinden, daß diesen (scheinbaren) „Irrtum, der dieses Jünglings Herz ergriff", sie selbst durch ihre betrügerischen Schritte verschuldet habe (669). Ihre Ethik verlangt, daß sie ihn jetzt „offen enttäuscht". Sie ist bereit, es selbst zu tun, wenn es Hermann nicht tun will (675). Wohl spricht aus ihren Worten eine große sittliche Haltung, die mit der Liebe eines Menschen nicht spielen will, aber diese sittliche Haltung beruht auf Gefühlsverwirrung. Es gelingt Hermann nicht, die Fürstin zu überzeugen, daß ein Römer gar nicht die Möglichkeit in sich habe, wie ein Deutscher zu lieben (685), denn sie kann sich, wenn vielleicht auch „das Ganze dämonenartig" erscheine, den einzelnen Römer doch sehr wohl als „sittlich" vorstellen — „sittlich" natürlich im höchsten deutschen Sinne des Wortes (685). Sie sieht, im humanitären Sinn des 18. Jahrhunderts, nur edle und unedle Menschen und es ist ganz gleichgültig, ob der Edle nun Römer oder Deutscher ist. Hermann gibt es auf, sie jetzt von der Unwahrhaftigkeit des Ventidius zu überzeugen, weil er einsehen muß, daß die Wurzeln zu dieser — mit Eitelkeit und Einfältigkeit nicht ganz zu erklärenden* — Haltung

*) Kleist zu Dahlmann

Thusneldas tiefer liegen und nicht nur aus einem oberflächlichen Flirten kommen (689). Er gibt ihr scheinbar nach: „In drei Tagen soll sein Besuch dir nicht zur Last mehr fallen!“ (698).

Da schlägt die Stimmung in Thusnelda um: als sie gezwungen war, mit Ventidius zu spielen, fühlte sie sich von ihm abgestoßen, jetzt, wo er in drei Tagen nicht mehr da sein soll, sehen wir mit einem Mal, wie es dem Legaten gelungen ist, sich ihre Gunst zu verschaffen. Sie hat sich von ihm nach römischer Mode frisieren und putzen lassen (984), sie ist stolz auf ihr geschmücktes Aussehen (973), er hat sich ihr Vertrauen wieder erworben (1037). Hier zeigt sich, daß sie, während sie noch mit ihm listete, doch schon an ihm ein Gefallen fand, das jetzt ganz offen an die Oberfläche tritt. Hier liegt der Punkt in der psychologischen Entwicklung Thusneldas, wo sie Ventidius innerlich am nächsten kommt, und wo vielleicht auch von ihr gilt, was sie von der Zofe später sagt: sie sei „auch“ in ihn verliebt (2372). Hermann hat, als er ihr die weitere Täuschung des Ventidius ersparte, ihr Gefühl für Ventidius freigelegt und dadurch eine klare Lage geschaffen.

Von hier an bewegt sich die Linie ihrer Zuneigung zu Ventidius wieder in absteigender Richtung. Hermann sucht sie innerlich von den Römern loszureißen und fängt damit an, das, was an verstandesmäßigen Gründen gegen die Herrschaft der Römer spricht, ihr gegenständlich klar zu machen. Zunächst ist Thusnelda gegen alle Behauptungen von römischen Schandtaten äußerst skeptisch, aber sofort an dem Gespräch lebhaft interessiert, als es sich um die Frage handelt: schneiden die Römer deutschen Frauen die Haare ab oder nicht? (1015, 1024). Diesmal bricht Hermann nicht wieder das Gespräch ab mit der Wendung: „Die Folge wird es lehren“ [wer Recht hat, wird sich zeigen (683)], denn die Fürstin nimmt die Sache ernst und durch die rätselhafte Redensart Hermanns ist ihr angst geworden (1038). Jetzt fragt sie, was denn die Römer mit den Haaren machen (1039),

und als ihr der Fürst ihre Vermutung bestätigt (1049), gerät sie zum ersten Mal in eine leidenschaftliche Erregung über die Römer (1054). Sie hat eingesehen, daß sie Unrecht tun, und nach dem ersten Wutausbruch bleibt sie in erhöhter Spannung (1067). Jetzt läßt Hermann sie erkennen, daß der Deutsche in den Augen der Römer eine Bestie und ein Jagdobjekt ist (1078), die Niederwerfung der Römer wird nun auch ihr glühender Wunsch (1079). Sie verflucht die „verwünschte Menschenjägerei" (1076) und erkennt, immer wieder von Hermann gereizt und aufgestachelt, daß es, „wenn Varus so gestimmt", um mehr als um ihre Haare geht (1086). Bis zu diesem Punkt hat der Cherusker sie bringen wollen; am Ende des Gesprächs ist sie sich zwar nicht klar, ob es Ernst oder Scherz war, aber gerade durch die unbestimmte Angst hat Hermann den Boden vorbereitet, auf dem — nach Vernichtung ihres Glaubens an Ventidius — die befreiende Rache wachsen soll (1093). Schon jetzt ist sie bereit, sich zu wehren, wenn ihr einer die Haare oder Zähne nehmen wolle (1101). Ihr Zutrauen zu Ventidius ist freilich kaum erschüttert.

Thusnelda beteiligt sich mit Hermann zusammen am Empfang des römischen Heeres (1111). Als ihr Varus ein galantes Geschenk des Augustus überreicht, kommt sie ihm auffallend freundlich entgegen (1205) — sie ist offenbar von Hermann veranlaßt worden, sich so zu betragen. Sie wird es kaum aus eigenen Stücken getan haben, denn sie mißtraut jetzt den Römern: sie fragt erregt, als ihr Crassus die das Beil tragenden Liktoren gezeigt hat: „Das Beil? Wem! Uns?" (1245); und schon bemerkt sie einen Unterschied zwischen Römern und Deutschen: sie wundert sich ein wenig über das römische Kriegspanier, dieses tote „metallne Adlerbild" — „wie jedes Land doch seine Sitte hat! — Bei uns tut es der Chorgesang der Barden" (1282).

Als aber durch Teutoburg das Gerücht schwirrt, daß allen Römern ein fürchterliches Blutgericht bevorstände, ist das für Thusnelda eine neue Nachricht. Sie muß

sich sagen, daß dann auch Ventidius sterben muß, und bei diesen Gedanken kommt nicht nur ihr weibliches Gemüt in Erregung, sondern es muß in einem solchen Augenblick auch die Stärke ihres Sympathiegefühles ganz klar zu Tage treten. Und es zeigt sich, daß ihre Neigungen zu dem Legaten doch stärker sind, als sie selbst sich hatte zugeben wollen. Diese Neigungen sind nicht vergleichbar mit der Liebe, die sie zu Hermann hat, es ist vielmehr jenes Gefühl einer edlen Frau, das, erzeugt aus dem Glauben, selbst geliebt zu werden, aus einer Mischung von Mitleid und Wohlwollen besteht, ohne selbst wiederzulieben. Dazu kommt bei Thusnelda noch das Gefühl der Verpflichtung, den Legaten edelmütig behandeln zu müssen, weil sie glaubt, ihn auf betrügerische Weise in seine Leidenschaft verstrickt zu haben.

So erklärt sich ihr Entsetzen bei der Nachricht von der Vernichtung aller Römer. Gegen die Sympathie für Ventidius steht bei ihr die Erkenntnis von dem notwendigen Kampf Hermanns gegen die Römer. In dieser seelischen Spannung kommt sie zu Hermann gelaufen, aber sie schämt sich, direkt um das Leben des Legaten zu bitten. Sie fragt daher zunächst nur ängstlich, ob an dem Gerüchte Wahrheit sei (1668). Als das Hermann bejaht, fragt sie, wie ein kleines Kind, nach den Gründen (1684), obwohl sie selbst, schon früher, die Notwendigkeit des Vernichtungskampfes erkannt hatte. Drei Mal nennt sie den Namen des Crassus und zeigt sich bestürzt, daß er „mit allen Römern“ untergehen soll (1671, 1687, 1695) — nicht ein einziges Mal kommt der Name des Ventidius über ihre Lippen, sie hofft noch immer, daß Hermann von selbst auf ihn zu sprechen kommt. Als sie damit nichts erreicht, will sie die Römer nach Guten und Schlechten beurteilt und behandelt wissen, um so den Ventidius, als einen Guten, erretten zu können (1696). Manchem sei Hermann Dankbarkeit schuldig, der auf Ordnung gehalten und das Eigentum beschützt habe (1705) — aber Hermann weist ihr ein unlogisches Denken nach: „Du bist nicht klug! das taten sie, es um so besser unter sich zu teilen“ (1706). Da bietet Thus-

nelda ihr letztes und stärkstes Mittel auf, Hermann zu Ausnahmen gegen die „Guten“ zu bewegen: mit steigender Angst erinnert sie ihn daran, er müsse dem dankbar sein, der uns ein Gefühl der Liebe entlockt habe (1709). Doch glühend verflucht der Cherusker den, der ihn auf einen Augenblick zum Verräter an Deutschlands großer Sache gemacht habe (1718). Alle Versuche Thusneldas sind an dem leidenschaftlichen Willen Hermanns, sein Vaterland zu befreien, gescheitert.

Aber ihre Neigungen zu Ventidius sind stärker als ihr nationales Gefühl: als sie alle Möglichkeiten erschöpft sieht, Ventidius zu retten, ohne seinen Namen vor Hermann zu nennen, überwindet sie die Scham, ihre Sympathie für den Römer vor Hermann zuzugeben. Weinend gesteht sie ein, was das eigentliche Ziel ihrer Worte bisher war (und was Hermann sicher schon längst gewußt hat, aber von ihr persönlich ausgesprochen haben wollte): sie bittet und beschwört ihn, ihr das Leben des Ventidius zu schenken (1726). Hermann erfüllt ihr scheinbar sofort ihre Bitte, um ihrer schönen Regung willen solle ihm dessen Haupt heilig sein (1732), Thusnelda küßt ihm seine Hand, will es kaum glauben und sagt: „O Liebster mein! Wie rührst du mich! O Liebster!“ (1737). An ihrer hohen innerlichen Freude läßt sich mancherlei feststellen: einmal die Größe ihrer Anteilnahme an Ventidius, dann aber auch ihre treue, rührende Liebe zu Hermann. Sie ist jetzt völlig beruhigt; daß „die andern alle, auch die Edlen, unerbittlich sterben müssen“, ist ihr jetzt völlig gleichgültig, ja, sie selbst will jetzt nichts mehr mit Ventidius zu tun haben (1751). So glaubt sie, daß mit diesem Kompromiß alles geklärt sei und zu einem guten Ende führen werde. Aber der Optimismus ihres Gefühls soll sich sogleich in sein Gegenteil verwandeln, denn ihr Gefühl und ihr Glaube, daß alles in der Welt so gut sei wie sie selbst, ist eine arge Täuschung. Sie hat nie auf die Stimme ihres treuen Hermann gehört, der sie vor der Falschheit des Legaten und seinen berückenden Worten warnte, sie hat den glänzenden Fremden bewundert und sich willig die rö-

mische Mode in Kleidung und Frisur lehren lassen; sie war ihrer eigenen schlichten Natur untreu geworden. Jetzt beginnt Hermann seine gewaltsame Heilung.

Er zeigt ihr den aufgefangenen Brief des Ventidius an Livia, den ihm das Schicksal in die Hände gespielt hatte. Sie steht ihm zunächst völlig verständnislos gegenüber, sie glaubt, Hermann habe die Locke dem Legaten abgefordert (1771), sie findet es „seltsam", daß die Locke in diesem Brief darin war (1789), und als sie selbst den ganzen Brief gelesen hat, sagt sie: „Ei, der Verfluchte!", sieht Hermann an, dann wieder in den Brief hinein, und meint: „Nein, ich las wohl falsch?" (1808). Hermann muß ihr es noch einmal wiederholen, ehe sie das Unbegreifliche für wahr halten kann; dann aber geht ihr die Sprache aus, sie wirft sich auf einen Sessel nieder, sie verbirgt ihr Haupt und sagt: „O Hertha! Nun mag ich diese Sonne nicht mehr sehn" (1810). Und sie will noch nichts davon wissen, als Hermann, leise flüsternd und sich über sie beugend, ihr von Rache spricht. Ihr ist alles verhaßt, „die Welt mir, du mir, ich" (1816). Der Glaube an den Menschen ist ihr zerstört; ihr heiligstes Gefühl ist ihr getäuscht: was sie als reine Liebe eines unschuldigen Jünglings angesehen hatte, enthüllt sich als frivoler Betrug eines geilen Römers. Und um dieses Mannes willen hat sie Hermann mißtraut, hat sie ihre Gefühle für die große deutsche Tat verwirren lassen und das römische Wesen bewundert.

Während Hermann eine kurze Besprechung hat, geht in Thusnelda die innere Wandlung vor sich. Als sich Hermann von ihr verabschieden will und ihr sagt, Astolf habe ihre Rache an Ventidius übernommen, da steht sie auf, drückt einen heißen Kuß auf seine Lippen und sagt: „Überlaß ihn mir! Ich habe mich gefaßt, ich will mich rächen!" (1862). Im Gefühl getäuscht von dem Legaten und in ihrer Menschenwürde mißachtet, schlägt ihre Neigung zu Ventidius in glühenden Haß um: „Der erste Sieg ist erfochten" sagt Hermann; es ist der Sieg der deutschen Seele über alles Fremde, der notwendig dem Kampf der Waffen vorausgehen muß.

Thusnelda ist zu ihrer Natur zurückgekehrt, um aber Arminius wieder würdig zu werden (2322), bedarf sie einer grimmigen Rache. Jetzt erwacht die Natur in ihrer dämonischen Wildheit in dem Weib, und mit einer unerhörten Leidenschaft verfolgt sie ihr Racheziel, bis es endgültig erreicht ist und sie die Wollust der Vergeltung bis zur Neige ausgekostet hat. Ventidius hatte, kaum war Hermann fort, seiner Schändlichkeit die Krone aufgesetzt und Thusnelda um ein nächtliches Rendezvous gebeten (2291). Thusnelda, vom Dämon der Rache besessen, wendet nun zur Vernichtung des Legaten alle Mittel (und noch listigere als Hermann) an: sie läßt ihm zusagen: ihre Seele liebe ihn heiß (2304). Sie nimmt damit denselben Plan Hermanns, den sie früher verworfen hatte, wieder auf und führt in jetzt, nur noch viel verschlagener, aus. Gertrud vermag es nicht, die Fürstin in ihrem Plan wankend zu machen (2321), sie muß die Bärin, die zwölf Stunden nichts zu fressen bekommen hat, in den Park einschließen lassen (2323).

Ihr ursprünglicher Plan war, Ventidius durch Gertrud in den Park führen zu lassen. Aber im entscheidenden Augenblick versagt die Zofe (2365). Mit sentimentalen und trunken-brünstigen Worten kommt Ventidius an; da droht der Plan der Fürstin zu scheitern, denn Gertrud, „in das Affengesicht verliebt", bringt es nicht über sich, den Todgeweihten an der Hand zu nehmen und in das Parktor einzulassen (2365). Da tritt die furchtbare Entschlossenheit Thusneldas hervor: sie reißt der Zofe die Schlüssel aus der Hand, sie geht selbst zu Ventidius, gibt sich als Gertrud aus, spricht noch längere Worte mit ihm (heißer Brunst voll harre die Fürstin schon auf ihn), und läßt ihn ein. Als „er die Tür hinter sich hat, wirft sie dieselbe mit Heftigkeit zu, und zieht den Schlüssel ab" (2371).

Ihre dämonische Leidenschaft erreicht den Höhepunkt, als sie jeden der gräßlichen Wehrufe des Legaten mit höhnischen Worten beantwortet (2414, 2419, 2422). Sie fragt durch das Gitter hindurch, was ihn so erschrecke,

und sie fordert ihn auf, der schwarzen Bärin „ganz die Stirn jetzt schmeichelnd“ abzuscheren (2393): „Ach, wie die Borsten . . der Livia, deiner Kaiserin, werden stehn“ (2406). Kein Mitleid kommt in ihr auf, weder bei den Todesrufen des Legaten, noch bei dem Jammergeschrei Gertruds 1), und sie hört auch nicht auf, den Römer in seiner Todesangst zu verhöhnen, als der Bärenwärter das Gitter öffnen will. Sie hält den Schlüssel in ihrer Hand (2406). Erst als Ventidius mit dem Wort „o Thusnelda“ stirbt, wirft sie den Schlüssel weg und fällt in Ohnmacht (2421).

Nach beendeter Schlacht fliegt sie an Hermanns Brust und sagt nur „Mein Geliebter“ (2542). Als Heldin empfängt sie der Cherusker, „wie schön und prächtig hast du Wort gehalten!“ (2543). Aber sie ist noch blaß vor Erregung, und sie will nicht an ihre Tat erinnert sein (2545). Das deutet wieder hin auf ihr feines, zartes Gemüt, auf ihr wiedergewonnenes schlichtes deutsches Wesen. Aber um in ihren natürlichen Zustand zurückzukommen, bedurfte es dieser elementaren Erschütterung, nur daraus konnte ein neues deutsches Wesen wieder in ihr groß werden.

Thusnelda ist nicht nur „eins der deutschen Weiberchen, die sich von den französischen Manieren fangen lassen“ 2), in ihr ist auch, nach Meyer-Benfey, Kleists weibliches Ideal (ich möchte hinzufügen: nach einer Seite hin), wiedergegeben. Polgar, Braig u. a. sehen in ihr auch das Sinnbild des erwachenden deutschen Volkes. Thusnelda ist die einzige Figur im Drama, die eine innere Entwicklung hat. Und doch bleibt ihre Substanz unverändert, die psychologische Entwicklung liegt in der Erkrankung und Heilung ihrer Seele. Thusnelda ist das

1) Mit Gertrud, die sich vor dem bloßen Anblick der Bärin fürchtet, die beinahe die ganze Rache unmöglich macht, die Mitleid mit dem Legaten empfindet und Thusnelda „Furie“, „Ungeheuer“ und „Gräßliche“ nennt, hat Kleist mit prophetischem Blick alle die Kritiker der Hermannsschlacht, die später diese Scene moralisierend beurteilten, bereits vorweggezeichnet.

2) Kleist zu Dahlmann

Symbol des guten deutschen Volkes, das einfältig das Fremde bewundert und an die Ideen der französischen Revolution, an die Gleichheit und das natürliche Gutsein aller Menschen fast bis zur Selbstvernichtung glaubt. Hermann aber ist der treue Eckart Thusneldas, der sie immer wieder warnt, und als das nichts hilft, selbst die schwere Tat der Heilung an ihr vollzieht. Die Selbstbesinnung Thusneldas ist nicht mehr durch kleine Kuren und Heilmittelchen zu erreichen; nur durch eine Revolution der deutschen Seele ist ihre Rettung noch möglich. Hermann, der für einen Befreiungskampf von seinen Verbündeten die Bereitschaft zum Chaos fordert, geht auch bei Thusnelda (als seinem Volke) bewußt auf Umsturz und radikale Umwälzung aus: nur aus den Trümmern Teutoburgs läßt sich ein neues, schönes aufbauen, nur aus dem Chaos kann neues Leben erblühen, und das deutsche Volk kann aus seiner seelischen, politischen und geistigen Knechtschaft nur durch eine Revolutionierung der Herzen und Hirne zu Freiheit und Pflege der eigenen Art gelangen.

## § 5.

## Marbod.

Marbod, Fürst der Sueven, gilt in den Augen aller Cherusker als Deutscher (770, 2115). In der Luft des Krieges ist er zu einem Helden, rüstig und groß geworden (432), und um seiner Macht und seines Edelmuts willen gebührt ihm, unter allen Fürsten Deutschlands, am unzweideutigsten der deutsche Thron (772). Er ist schon ein alter Mann (1355).

Marbod ist ein geschworener Feind der Römer; er haßt sie und will sich nicht unterwerfen. Er trägt immer einen eisernen Ring am Arm, weil er ein Ge-

lübde getan hat, den Ring zu tragen, solange ein Römer noch in Deutschland ist (1378). Vor sieben Monaten war er in Teutoburg, als er „den Staatenbund gegen Rom verhandeln wollte“ (1352). Aber dieser kam nicht zustande, und nun glaubt er, auch ohne Hermann zu seinem Ziele, dem deutschen Königsthron, gelangen zu können. Er muß öfter in Teutoburg und mit Hermann eng befreundet gewesen sein: er hat die cheruskischen Prinzen oft an seine alte Brust gedrückt (1354); aber seit vergangenem Herbst hat er die Knaben nicht wieder gesehen (1387).

Nach Scheitern des Bundes hat er im Sinn, ganz Deutschland seinem Scepter gegen Hermann zu unterwerfen (176), er wird von Thuiskomar „herrschensgierig“ genannt, und jetzt kommt er fern von den Sudeten und überschwemmt die Oder rechts und links die Donau (173). „Das Kind des Glücks“ wird er genannt, „der, von den Riesenbergen niederrollend, stets siegreich, wie ein Ball von Schnee, sich groß gewälzt“ (424).

Es besteht jetzt ein Bündnis zwischen Marbod und Varus (1344). Augustus hat dem Suevenfürst mit der Herrschaft von Germanien geschmeichelt (757), Varus hat ihn gegen Hermann erregt, ihn heimlich mit Geld und Waffen unterstützt und ihm sogar Feldherren zugesandt, die ihn unterrichten sollen, den Hermann aus dem Feld zu schlagen (220). Das Lager Marbods ist voll von Römern, „der herrlichsten Patrizier Söhne“ (1406), unter der Führung des römischen Legaten Fulvius Lepidus (1414). Aber Marbod hat nicht die Absicht, von Roms Gnaden sein Reich aufzurichten; er will vielmehr ihre wohlwollende Neutralität benutzen, um seine eigene Macht zu stärken, Hermann niederzuwerfen und dann vielleicht eines Tages die Römer zum Abzug zu zwingen oder zu vernichten.

Jüngst hat der Suevenfürst, der „deutsche Völkerherr“ (2136), im Verfolg dieser Absicht von Hermann trotzig Tribut gefordert (217), Hermann hat ihn offenbar ver-

weigert, und um dieses „nicht'gen Streites" willen (2135) steht nun Marbod mit einem Heere am Weserstrom, im Osten von Hermanns Staaten (178). Aber die Römer trauen Marbod nicht; es besteht für sie der begründete Verdacht, daß sich der Suevenfürst allein, ohne römische Unterstützung, den Herrscherthron in Deutschland errichten will (1435). Denn Marbod hat sich nicht „aus voller Brust", wie der Römer es wünschte, für Rom entscheiden können (1432). Er hat sich nur mit Varus im Kampf gegen Hermann verbunden, um sich dessen Neutralität zu erhalten; nun wuchs seine Macht im Reich Germaniens ungeheuer an, und er will, auf ein Heer trotzend, die Oberherrschaft nur sich selbst verdanken (451). Das ist jedoch der römischen Politik gerade entgegengesetzt; die Macht des Sueven ist aber bereits so groß, daß Varus nur mit Hermann zusammen einen entscheidenden Schlag gegen ihn wagen will (1253). So kommt es zu dem Scheinbündnis zwischen Hermann und Varus.

Da schickt Hermann die „geheime" und „wichtige" Botschaft (700), und als freiwillige Geiseln seine beiden Knaben, die mit ihrem Leben für die Wahrhaftigkeit von Hermanns Absichten bürgen sollen (727). Hermann berichtet Marbod, letzte Absicht des Augustus sei, erst den Sueven, und dann den Cheruskerfürsten zu erledigen (762). Er teilt ihm seine Scheinverhandlung mit Varus mit (732) und legt ihm dann den eigenen Kriegsplan vor (796). Er überläßt Marbod „in Ehrfurcht, nach dem Entwurf, das Seinige zu tun" (823) und vertraut, daß er den Plan „nach seiner höh'ren Weisheit" billigen werde (825). Nicht genug, daß er ihn vor dem hinterlistigen Anschlag des Varus erretten will, er unterwirft sich dem Suevenfürsten auch als seinem Herrn und König (775) und ist bereit, den Tribut zu zahlen.

Die Botschaft gelangt glücklich und rechtzeitig in die Hände Marbods. Dieser fragt den mißtrauischen Attarin um Rat, was er davon denken solle (1319). Aber obwohl Attarin vergeblich versucht, seinen Herrn von

dem bösen Willen Hermanns zu überzeugen, der nur tückisch und verräterisch das Bündnis zwischen Marbod und Varus zerreißen wolle (1337), glaubt der Suevenfürst von vornherein an keinen Betrug (1345). Aber er geht auf die mißtrauische Behauptung Attarins ein und prüft die Knaben, ob es die echten Kinder Hermanns seien (1361). Er ist offenbar schon längst davon überzeugt und will durch weitere Fragen an die Knaben nur noch Attarin endgültig überzeugen (1384). Als die Echtheit der Kinder Hermanns festgestellt ist und Attarin das „sonderbar" findet, überlegt sich Marbod bereits, was zu tun sei, wenn er den Plan Hermanns annehme (1387). Er erfährt, daß, wenn er den Entschluß fasse, über die Weser zu gehen, er das in kurzer Zeit und unter günstigen Umständen bewerkstelligen könne (1391).

Aber Attarin stellt ihm vor, Hermann werde wohl der Betrogene sein, denn das suevische Lager sei ja voll von römischen Patriziersöhnen, die ihm dann alle als Geißeln dienen könnten (1397). Tatsächlich hört Marbod auf Attarin und will „mindestens doch" den Legaten Fulvius über „diese Sache" vernehmen (1416). Bei einem Haar wäre die Befreiungsschlacht an der mißtrau'schen Ungläubigkeit Attarins gescheitert. Aber das Schicksal wollte es anders: Fulvius Lepidus hat „soeben" mit allen Römern das Lager verlassen und sich ans andere Weserufer eingeschifft (1416). Der Brief des römischen Legaten vollends läßt den letzten Zweifel an Hermanns Aufrichtigkeit und Klugheit in Marbod und Attarin schwinden, und sofort wird der Plan des Cheruskerfürsten angenommen (1450). Varus ist als Verräter entlarvt und Marbod prophezeit ihm: „Zur neunten Hölle schmetternd stürzt er nieder" (1448). Dann gibt er dem Luitgar die Kinder zurück, zerbricht den Dolch und zerreißt den Brief: „Den Teil, der mir von seiner Huld'gung spricht als einem Oberherrn, den lös' ich ab" (1457). Er fühlt sich berufen, das Amt des Schergen zu übernehmen (1466). Es ist in ihm eine innere Wandlung geschehen, die die Idee des Vaterlandes über den Wunsch nach der Oberherrschaft in Germanien stellt.

Der Kriegsplan gelingt. Marbod wird erst, als er „weniger denn tausend Schritt“ von Varus entfernt ist, dem Römerfeldherrn gemeldet (1995). Marbod gibt durch Feuer das Zeichen zum Angriff, als Hermann noch nicht völlig zum Losschlagen fertig ist (2119). Erst nach längerer Zeit, als die Sueven schon näher gekommen sind (2268), läßt auch Hermann ein Fanal in Brand stecken, das Marbod die Kampfbereitschaft der Cherusker melden soll (2228).

§ 6.

## Kleinere deutsche Fürsten.

### a) Ariovist.

Jüngst wurde von August dem Ariovist in einer großen Feldschlacht das Reich der Narisker entrissen (46) und der Römer Scipio wurde darin Statthalter (472). Er war der erste, der niedergeworfen wurde, und Hermann, Fust, Gueltar kämpften an seiner Seite (1214). Seit dem Tage der Ariovistschlacht wurde Germanien dem Cäsar untertan (1217).

### b) Holm.

Auf Holm, den wackeren Fürsten der Friesen, fiel jüngst die Rache des August (153). Er war mit seinem Schwager Thuiskomar durch das engste Band der Freundschaft verbunden gewesen, bis ihn dieser verriet (153). Jetzt kämpft er im Norden Cheruskas am Lippstrom mit dem Römer Pästus (1845) und wehrte sich nur noch sterbend (10).

## Die vier mißvergnügten Fürsten.

Wolf, Thuiskomar, Selgar und Dagobert sind die mit den politischen Zuständen mißvergnügten Fürsten. „Schwätzer" nennt sie Hermann, die geheimnisvoll Verschwörung spielen, den Befreiungskampf aber nicht ernst genug nehmen (1496); Wolf sei der einzige von ihnen, der es redlich meine (1503). Die Fürsten haben keine Waffen und Heere, die sich mit dem römischen an Technik, Geist und Erfahrung messen könnten (286). Aber doch sind sie versammelt, einen Bund gegen Varus zustande zu bringen, bei dem Hermann dabei sein muß, und der auf einen offenen Kampf zielt (36). Aber sie können Hermanns konsequenten Nationalismus und seine andere Auffassung nicht verstehen, weil sie den Befreiungskampf zu leicht und zu wenig ernst nehmen, und daher nimmt keiner von ihnen die Vertragsbedingungen Hermanns mit rascher Entschlossenheit an (383). Mit Flüchen verlassen sie bei der Ankunft der Römer sogleich die Teutoburg (1492) — wiederum eine leere Geste.

## c) Wolf.

Wolf, Fürst der Katten, ist noch der beste der mißvergnügten Fürsten. Noch hat er seinen Thron inne (282). Er ist ein Patriot, der es gut meint: den Aristan nennt er „treulos" (13) und „den ungroßmütigsten von allen deutschen Fürsten" (12), er tadelt die kleinliche Gesinnung und Zwietracht Dagoberts und Selgars (72), er wirft sich auf den Boden, weil er an der Lage Deutschlands verzweifelt (1). Aber er kann Hermanns große Politik und seine hohen Ziele nicht verstehen; „finster" fragt er, ob denn Thusnelda beim Jagen des Urs im Freien stand, und nichts ahnt er von einer List Hermanns (111). Als er die Bundesbedingungen hört, ist er der Erste, der wieder „Wie? Was?" fragt (382), und am Schluß der Verhandlungen geht er traurig weg, weil ihm Hermann nicht der Retter zu sein scheint (395).

Wolf gelingt es nicht, den Bund mit Hermann zustande zu bringen. Wohl sieht er, daß der Cherusker der letzte Pfeiler im allgemeinen Sturz Germaniens ist (15), aber er ist mißtrauisch gegen den Fürsten (17); wenn Hermann erklärt, nichts weiter zu erstreben, als mit Ruhm zu unterliegen, und bei diesen Worten die andern Fürsten höhnisch auflachen, schweigt allemal der Kattenfürst (239, 361). Ihm ist der Cherusker ein Rätsel — einmal traut er ihm zu, daß er sich ohne Widerstand den Römern ergeben werde (322), kurz darauf erblickt er in ihm schon den „Befreier Deutschlands" (371). Wolf will zwar den Kampf gegen die Römer (144), aber er nimmt ihn noch zu leicht und glaubt noch, daß es nicht nötig sei, dafür alles aufs Spiel zu setzen (382). Als er nach der Teutoburger Schlacht das erkannt hat, ist er der Erste, der dem Retter Germaniens ein Heil zuruft (2540) und ihm nun sich selbst und all sein Besitztum zu Füßen legt (2547). Wolf erkennt damit die Gewalt des Staates über sein Privateigentum und seine Person an.

### d) Thuiskomar.

Thuiskomar hat den Thron von Sicambrien noch inne und will es nicht einsehen, daß er ihn verlieren kann (279). Er war früher mit seinem Schwager Holm aufs engste befreundet, aber als diesen Augustus angriff, ließ er ihn im Stich. Er schloß mit Varus einen Neutralitätsvertrag: Varus versprach, nicht in sein Erbland einzumarschieren und Thuiskomar durfte dafür in keiner Weise dem Holm zu Hilfe kommen (24, 153). Er hielt auch den Vertrag und schickte seinem Schwager keine Hilfe, sondern begnügte sich mit einem unangebrachten Mitleid für den Verratenen (161). Aber die römische Politik geht über Thuiskomar hinweg: Varus bricht unter einem nichtigen Vorwand den Vertrag (164), und Thuiskomar nennt jetzt den Römer einen Verräter und einen falschen Schelm (23, 30). Er bezichtigt sich „fluchwürdiger Feigherzigkeit" (164), aber noch mehr als über

seine vaterlandslose Gesinnung scheint er sich über seinen Mangel an Klugheit zu ärgern (198).

Nach dieser bitteren Erfahrung kommt er sich gescheiter und klüger als alle anderen vor und glaubt, Hermann belehren zu können. Er hält den Cheruskerfürsten für genau so gutgläubig wie er selbst (vor dem Vertragsbruch) war; er glaubt, daß Hermann den Varus für aufrichtig halte und darum nur noch keinen Bund mit den kleinen Fürsten geschlossen habe, und er meint, ihm nur den „Gaunerstreich" des Varus melden zu brauchen, um ihn zum Bundesgenossen zu gewinnen (21, 36). Thuiskomar ist der Hauptschwätzer unter den mißvergnügten Fürsten; aufgeregt berichtet er Hermann in langen Reden sein Unglück, immer im Glauben, dieser kenne die politische Lage überhaupt nicht (150). Er schildert ihm — vollkommen richtig — die schwierige Stellung, in der sich der Cherusker befinde, er malt ihm seine Lage recht hoffnungslos aus, um ihn zu einem Bund zu bewegen (172): aber seine optimistische Berechnung ist falsch, daß ein schnell geschlossener Bund noch offen gegen Varus aufkommen könnte.

Über die Ziele der einzelnen Mächte ist Thuiskomar gut unterrichtet, aber er merkt nicht, daß auch Hermann alles weiß und sich nur verstellt, um die Fürsten auf bestimmte Fragen hinzulenken (219). Jedoch lacht er nicht, wie Dagobert und Selgar, als Hermann sagt, auf nichts weiter als auf einen schönen Untergang zu hoffen (239, 361). Er kann Hermann noch nicht begreifen, aber er ist doch schon nachdenklich geworden, ob die erträumte, „muntere Schlacht" wirklich so buntfarbig aussehen wird (272, 336). Er freilich ist es, der den Hauptanlaß zum Scheitern der Verhandlungen gibt, weil er das Preisgeben der eigenen Fluren nicht verstehen kann (383) und die für Hermann entscheidende Antwort spricht: „Das eben, Rasender, das ist es ja, was wir in diesem Krieg verteidigen wollen!" (386). Der Krieg gegen Varus soll für ihn nur um die Verteidigung des Eigentums gehen — einen solchen Egoisten will Hermann nicht zum

Verbündeten haben. Aber Thuiskomar ist durch Hermanns Dialektik doch schon irre geworden: gewiß, die Freiheit 1) gelte es auch — aber vorläufig ist sie für ihn nur ein schöner Begriff (389).

Nach der Schlacht ist auch in ihm die innere Umwandlung vollzogen: Das Privateigentum sinkt vom Endzweck zum bloßen Mittel herab, das nötigenfalls geopfert werden muß für die Idee der Freiheit (2547). Thuiskomar stimmt mit in den Ruf ein, als man Hermann zum König aller Deutschen proklamiert (2588).

## e) Selgar.

Selgar, der Fürst der Brukterer, der seinen Thron auch noch nicht verloren hat, lebt schon seit längerer Zeit mit Dagobert um das Gestade an der Lippe in Zwietracht (54). Er bestreitet dem Dagobert das Eigentumsrecht an dem Landstrich, da es seinem Ahnherrn verpfändet worden und bis heute noch nicht zurückgezahlt sei (58). Er scheint auch im Recht zu sein 2), aber seine kleinliche Gesinnung und seine Verantwortungslosigkeit gegen Volk und Staat zeigt sich an dem Ausspruch, lieber an August sein ganzes Reich als an Dagobert das Lippgestade verlieren zu wollen (64). Unglaublich scheint es ihm, daß Hermann freiwillig sein Land preisgeben will (214), und er höhnt, als der Cherusker sagt, er wolle nichts als nur mit Ruhm untergehen: „ — man kann nicht sagen, daß hoch Arminius das Ziel sich steckt!“ (240).

Selgar rechnet nur mit seinen eigenen Vorteilen und kann demgemäß den Sinn eines Opfertodes nicht verstehen. Der Feind braucht nur zu kommen, sagt Hermann, und dem Verbündeten Selgars das Lippgestade zu schenken, und sofort würden beide sich gegenseitig

1) d. h. Selbstbestimmung und Selbstregierung.

2) Hermann sagt: Selgar, dein Lippgestade (251).

anfallen (241). Selgar ist auch am Ende des Gesprächs weit davon entfernt, den Sinn des Kampfes zu begreifen (361), und nachdem die Schlacht geschlagen ist, stimmt er nicht sogleich mit in das Heilrufen auf Hermann als König ein, sondern will im Fürstenrat die Wahl entschieden wissen (2595).

## f) Dagobert.

Auch Dagobert hat seinen Marsenthron noch inne. In dem Streite mit Selgar um das Lippgestade hat er wohl Unrecht (251). Seinen Beitritt zu dem Bündnis gegen die Römer macht er davon abhängig, ob ihm Selgar den umstrittenen Landstrich zurückgebe oder nicht (40), wobei er von seiner eigenen „Großmut" redet, die Selgar jetzt brauche (55). Um seiner Forderung nach dem Gestade noch mehr Nachdruck zu verleihen, weist der Marsenfürst — in ganz verächtlicher Weise — auf ein Angebot des August hin, nach dem ihm das Nariskerreich versprochen werde, wenn er sich Rom anschlösse (44). Er schlüge es natürlich aus; „dem Vaterlande bleib' ich treu", sagt er mit einem phrasenhaften und doch so leeren Patriotismus, aber — — er meint, für diese erneute Großzügigkeit müsse ihm nun doch das Lippgestade bewilligt werden. Hermanns Schritte und Ziele kann er genau so wenig wie Selgar auch nur irgendwie verstehen (213, 233, 361). Auch er stimmt nicht sogleich mit in das Heil auf den neuen deutschen König ein, sondern will eine Wahl innerhalb des Fürstenrates (2585).

## g) Fust.

Fust ist Fürst der Cimbern und Verbündeter des Varus; er gehört zu jenen Deutschen, die sich dem Zug des Varus anschlossen und grimmiger als die Römer selbst im Herzen Cheruskas wüteten (2079). Das entspringt aber mehr seinen starken vitalen Kräften als

einem bewußten Haß gegen das Deutsche, und Hermann behält Recht, wenn er voraussagt, daß er zu den Wackersten und Besten gehören würde, „wenn es nunmehr die Römerrache gilt“ (2283).

Er hat in der Schlacht des Ariovist auf der römerfeindlichen Seite gekämpft, und das ist ihm teuer zu stehen gekommen, denn um seinen Thron zu behalten, mußte er sich dem August als Vasall unterwerfen (1212) und sich dem Heereszug des Varus anschließen (1209). Aber er ist keine unsympathische Gestalt, sein Vaterlandsgefühl war nur verschüttet, doch nicht erloschen. Als das Flugblatt Hermanns in die Lager der Deutschen fliegt, geht die innerliche Wende zurück zum Deutschen in seinem Herzen vor sich; er sieht jetzt, wie ihn „der Mordknecht“ Varus in Schmach und Schande gestürzt und zum Verräter an seinem Vaterland gemacht hat (2494). „Gestreckt am Boden heulend“ gelobt er, den Schandfleck in des Varus Blut abzuwaschen (2497), und er ist es, der die anderen Fürsten sogleich zur Beratung zusammenruft (2081). Diese Beratung hat zur Folge, daß sich die deutschen Völker im Römerheer (außer Aristan) empören und heulend von ihren Ketten losreißen (2446).

Als sich Hermann und Varus zum Zweikampf vorbereiten, tritt Fust hitzig auf, wirft sich zwischen die Beiden und sagt zu Hermann, er habe genug des Ruhmes, „Quintilius Varus ist mir, und wenn ich sinke, dem (Gueltar) verfallen!“ (2488). Fust ist, durch den vorangegangenen Kampf und in dem Bestreben, seinen Verrat am Deutschtum durch eine große Tat zu sühnen, in einen Blutrausch geraten, der sich jetzt beim Anblick des verkörperten Todfeindes zur höchsten Ekstase steigert. In einem Atemzug nennt er Hermann den „Göttlichen“, und den, den er erschlagen werde, wenn er ihm nicht den Varus überlassen wolle (2492). In seiner Raserei ficht er ohne Bedenken tatsächlich mit Hermann (2508), verwundet ihn am Arm und kann dann „das Glück“ kaum fassen, daß er jetzt sein Gelöbnis so oder so einlösen

darf (2513). „Auch noch im Tode zapf' ich das Blut dir ab, das rein mich wäscht" ruft er ihm voller Wut zu — sie fechten, und Varus fällt (2521).

Erst als sein Gefolge ihn als Befreier begrüßt, erwacht der Cimbernfürst aus seinem Taumel, fällt wie ein Kind dem Cherusker um den Hals und sagt: „Hermann! Mein Bruderherz! Was hab ich dir damit getan?" (2527). Und dann fragt er ihn, ob er ihm bös sei, weil er ihm den Siegeskranz geraubt habe (2533). Aber er erkennt Hermann über sich an; er verflucht sich, weil „das Blut des besten Deutschen" in den Staub falle (2529), und bei der Begrüßung Hermanns als Sieger tritt er hervor und sagt (wieder mit der schon besagten Betonung seiner eigenen Persönlichkeit): „Heil ruf auch ich, beim Jupiter!" (2587).

## h) Gueltar.

Gueltar ist Verbündeter und Vasall des Varus. Er war früher Fürst der Nervier, aber nach der verlorenen Schlacht des Ariovist, zu der er erst spät und nur auf einen Augenblick kam, wurde ihm von August sein Thron genommen (1223) und ein römischer Präfekt an seiner Stelle Statthalter von Nervien (472). Gueltar zeigt keine besondere Erregung, als er Hermann erzählt, für die verlorene Herrschaft sei er von Rom mit dem Thron von Äduen „entschädigt" worden (1224). Er scheint wenig eigene Initiative zu besitzen, er macht Fust, mit dem zusammen er auftritt, alles nur nach (2483, 2528, 2587). Auch er will, gleich Fust, Varus fällen und sagt: „Steh, Wolf vom Tiberstrande, hier sind die Jäger, die dich fällen wollen!" (2483), aber es klingt, als wenn er eine schwache und dünne Stimme hätte. Er begrüßt Hermann als König Germaniens, indem er sich Fusts Heilruf mit den fast lächerlichen Worten „Und ich!" anschließt (2587).

## i) Die Fürsten am Main.

Flambert, Torst, Alarich und Singar sind die Fürsten an des Maines Ufer (1504), die nur mit Schmach und Schande ihren Thron Rom gegenüber aufrechterhalten (1512). Hermann weiß, daß sie sich nicht bewegen lassen, „auf meinem Flug mir munter nachzuschwingen“ (1509), daß sie ein aktives kühnes Vorgehen gegen die Römer scheuen und in untätiger, abwartender Feigheit auf ein Ereignis von außen, auf den Tod des Augustus hoffen (1512). Der Cherusker weiß, daß es keinen Zweck hat, sich mit ihnen vor der Schlacht zu verbünden und zu verschwören (1515), daß sie vielmehr von selbst kommen werden, wenn sich einer als Führer bewährt hat (1516).

## k) Aristan.

Der Schlechteste von allen deutschen Fürsten ist der Ubier Aristan — das sagt ihm sogar sein Verbündeter Varus ins Gesicht, als er eigentlich allen Grund hat, ihn an sich zu fesseln (2094). Er hat in der Schlacht des Ariovist nicht mit gegen Rom gekämpft, sondern stand in seiner Heimat diesseits des Rheins (1228). Er hat überhaupt nie gegen die Römer gefochten, sondern ist stolz darauf, ihr Freund gewesen zu sein, sobald sie sich nur an der Schwelle von Germanien zeigten (1231); treulos hatte er sich in Varus' Arme geworfen (11), „der ungroßmütigste von allen deutschen Fürsten“ (12), und jetzt hat er sich dem Heereszug des Varus angeschlossen (1209).

Als Aristan das Flugblatt Hermanns erhält, läuft er damit sogleich zu dem Römerfeldherrn und bringt ihm als ersten die Nachricht, daß Marbod und Hermann miteinander im Bunde seien und den Teutoburger Wald umringten (2058). Er liest dem Römer das Flugblatt vor und schilt dabei seinen Volksgenossen Hermann einen

„gift'gen Meuter" (2070) und nennt seine List eine „Verräterei" (2058). Aristan denunziert auch die Germanen im Gefolge des Varus: Fust habe die „Rotte der Rebellen" zusammengerufen, die irgendeine Untat ausbrütete (2079). In seiner Feigheit glaubt er bemerkt zu haben, daß sie „mordvolle Blicke" auf ihn warfen, auf ihn, der sie aus der Ferne in Aufsicht nahm (2088). Der Ubierfürst hat mit dem Deutschtum gebrochen: selbst den bloßen Gedanken daran, Armin zu folgen, weist er weit von sich (2091).

Aristan ist in Waffen gefangen worden (er hat sich also nicht bis zuletzt gewehrt) (2596), nun wird er Hermann vorgeführt. Als der Ubier merkt, daß Hermann sich nur widerwillig mit dieser Sache befaßt und ihn unbedingt gerecht behandeln will, antwortet er in einem frechen und kecken Ton: was habe ihm Germanien gegolten? (2606). Er leugnet, daß es eine Idee Deutschland gibt, der er als Reichsfürst verantwortlich sei, er kennt keine Herrscherpflichten und glaubt, in Fug und Recht mit jedem, wer es auch sei, also auch mit Varus sich verbinden zu dürfen (2604). Als ihm aber Hermann kurzerhand das Todesurteil spricht, da erblaßt er und nennt den Cherusker, nach dem Wörterbuch seiner individualistisch-liberalen Ethik, einen „Tyrannen" (2619). Er versucht noch einmal zu reden, um dem Tode zu entgehen, den er fürchtet; jetzt sind plötzlich die deutschen Fürsten seine „Brüder" (2622); aber Hermann läßt ihn nicht zu Worte kommen, er wird zum Tode abgeführt.

# III. Teil: Der Kampf.

§ 6.

## Die Römer im Freiheitskampf.

Die Römer haben unter Varus folgenden Kriegsplan: Zwei Tage vor dem Alraunentag sollen die Legionen in Cheruska einrücken, einen Tag vor dem Alraunentag werden sie von Teutoburg aufbrechen, am Alraunentag soll Hermann ihnen von Teutoburg aus folgen, am Nornentag will Varus am Weserstrom Marbod gegenüberstehen, und jenseits der Weser sollen dann Varus und Hermann sich gemeinsam „plötzlich" auf Marbod stürzen, d. h. ohne Kriegserklärung (732). Der Plan, der für die Römer eine Lage mit dem Gegner im Angesicht und mit dem Verbündeten im Rücken schafft, setzt eine unbedingte Zuverlässigkeit des verbündeten Cheruskers voraus.

Aus diesem Grunde behandelt der Römerfeldherr Hermann mit ausgesuchter Zuvorkommenheit (1124 usw.) und versucht ihm zu schmeicheln, wie angenehm die Stellung eines ihm ergebenen Fürsten sei. Er läßt sich von Hermanns Verstellungskünsten täuschen und glaubt, soweit er es persönlich übersehen könne, einen aufrichtigen Freund der Römer in Hermann gefunden zu haben (1149). Aber er verläßt sich in dieser entscheidenden Frage nicht allein auf sein eigenes Gefühl, sondern fragt, sich seiner Verantwortung bewußt, Ventidius, was er „von jenem Hermann dort" zu halten habe (1247). Der Legat zerstreut ihm leichtfertig die letzten Bedenken (1249) und antwortet ihm auf die offene Frage: „Habe nichts von diesem, bleibt er in meinem Rücken, zu befürchten?" (1254) mit einer überzeugenden Sorglosigkeit (1257). Nun nimmt Varus den Cherusker bei der Hand

und verkündet ihm kurz und knapp wie einen Befehl nochmals seinen Kriegsplan (1295). Und trotz seiner und des Ventidius Überzeugung von Hermanns Zuverlässigkeit trifft er doch Sicherungsmaßregeln: das cheruskische Heer glaubt er in der Hand zu haben, wenn er ihm den Septimius als Aufpasser beigibt (1308) — das zeigt, daß er immer nur mit kleinen Ungehorsamkeiten und Meutereien, nicht aber mit einem abgekarteten Verrat rechnet; auch die Zurücklassung des Crassus mit drei ausgewählten Cohorten (1478) in der Residenz Hermanns stellt ein politisches Druckmittel dar — allerdings wiederum nur in dem Fall, daß ein vorbereiteter Ueberfall seitens des Cheruskers nicht geplant ist (1310). Varus begeht den Fehler, aus der Tatsache, daß ihm Hermann keinen Anstoß zu kleinen Mißtrauensanlässen gibt, die Folgerung zu ziehen, daß daher größere und die schwersten Vertrauensbrüche ausgeschlossen sind. So zieht er zur festgesetzten Zeit aus Teutoburg ab, hinein in den Teutoburger Wald (1476).

Am selben Tag erreicht die römische Armee Arkon, und am Alraunentag bricht sie von hier aus, dem Plan gemäß, zum Marsch nach der Weser auf (1907). Varus ist schon sechszehn Stunden marschiert (1879) und hat sein Ziel noch nicht erreicht. Drei cheruskische Boten, die heimlich von Hermann instruiert sind, haben ihn statt nach Jphikon nach Pfiffikon geführt (1801); jetzt marschiert das Heer durch die Nacht unter Blitz und Donner (1868) und kein Sternbild blickt zur Erde nieder (1886) — die Natur steht gegen die Römer. Die Armee ist in einen „feuchten Mordgrund“ geraten (1892); da befiehlt Varus den Feldherren, den Cohorten „Halt“ zuzurufen (1868) und die cheruskischen Boten herbeizubringen (1869). Sein Mißtrauen richtet sich nur gegen die drei Leute persönlich, nicht gegen Hermann, obwohl er hören muß, daß dieser den Boten das falsche Ziel angegeben hatte (1911). Wütend wird Varus erst, als die drei Cherusker ihm erzählen, in der Richtung verwirrt zu sein (1925). Die Unsicherheit der Lage wird immer beängstigender. Da gibt der dritte Cherusker zu erkennen,

daß man offenbar im Kreis marschiert ist und sich wieder in der Nähe von Arkon befinde (1935). Das steigert die Erregung des Feldherrn aufs höchste, weil er nun in der Nähe Hermanns ist. Aber er sagt davon noch nichts, er läßt nur die „Schufte“ von Boten in Stricke legen (1940). Das Verhängnis hat seinen Anfang genommen.

Jetzt folgen die beängstigenden Nachrichten und Auftritte Schlag auf Schlag. Als Varus noch ratlos fragt, „Was ist zu machen?“, sieht er ein Licht im Walde auftauchen (1944) — es kommt eine cheruskische Alraune. Varus bittet sie freundlich um den Weg (1949). Als sie ihm nur drei Fragen beantworten will, verspottet er sie zunächst, dann aber gibt er sich damit zufrieden, denn es liegt ihm viel daran, den Weg zu erfahren (1954). Jedoch bei der ersten Antwort schon, Varus käme aus nichts, läuft ihm ein Schauder über den Rücken: er versteht sie noch nicht, aber er sträubt sich, der Antwort irgend eine Bedeutung zuzumessen (1958). Als die Alraune zur zweiten Frage sagt, er gehe ins Nichts, verspottet Varus sie zwar krampfhaft, aber er antwortet bereits auf den heimlichen Sinn, der hinter den Worten steckt, und widerspricht ihm: : ein Priester Jovis habe ihm anders prophezeit (1965). Nach der Antwort auf die dritte Frage — zwei Schritt vom Grab' sei Varus entfernt — sind der Feldherr und die zwei Offiziere wie gelähmt, sie stammeln nur noch kurze Sätze (1983), Varus glaubt, eine Vision gehabt zu haben (1984): war es ein sinnverrücktes Weib oder war es der Schein des Mondes? (1987). Schrecken und Entsetzen ist über die römische Armee gekommen, noch bevor eine Nachricht von der verzweifelten Lage da ist; Varus spricht es aus: „Sie hat des Lebens Fittig mir mit ihrer Zunge scharfen Stahl gelähmt!“ (1990).

Da bringt ein Römer die Nachricht, Marbod stehe auf weniger denn tausend Schritte mit seinem ganzen Suevenheere da (1994), auf dem Wege zur Weser aufgepflanzt. Niemand will die „aberwitzige Kunde“ glauben (1999), Varus möchte mit seiner Wahrscheinlichkeits-

rechnung, Fulvius Lepidus habe den Sueven vorgestern noch jenseits der Weser gesehen, den Gegenbeweis bringen (2005). Aber der Bote bleibt bei seiner Behauptung, er habe Marbod mit eigenen Augen gesehen (2009), und ruft Varus zu den Waffen (1994): denn Marbod kann nur in feindseliger Absicht gekommen sein. Varus ist zerknirscht und ahnt jetzt schon die ganze Verschwörung in einem Moment seelischer Erregung, obwohl seine Vernunft nicht davon überzeugt ist: „Marbod und Hermann verständen heimlich sich, in dieser Fehde“ (2014). Doch er sammelt sich auf die ermutigenden Worte seines ersten Feldherrn hin, er überdenkt die Lage und rechnet bereits fest mit der Nähe Marbods (2030).

Aber Varus soll nicht zu Atem kommen. Ein zweiter Bote meldet, Hermann sei im Teutoburger Wald eingetroffen, er stehe schon im Rücken der Römer, ihnen zu Hilfe zu kommen (2039). Varus traut seinen Ohren nicht, ebenso der zweite Feldherr (2044). Aber diesmal glaubt er sofort die Nachricht; jedoch an die Möglichkeit, daß Hermann zur Vernichtung der Römer herbeizieht, denkt er noch nicht; er wird nur wild über den Ungehorsam Hermanns, und das Schlimmste, was er sich denken kann, ist: „Dahinter, fürcht' ich sehr, steckt eine Meuterei, die ich sogleich ans Tageslicht will ziehn!“ (2056). So fest liegen die falchen Voraussetzungen in ihm verankert und die Täuschung über die Person Hermanns. Er will sogleich den Septimius aus dem Cheruskerheer herbeigerufen wissen (2054).

Stattdessen kommt Aristan mit der Nachricht, die die letzten Hüllen der Wirklichkeit vor den Augen des Römerfeldherrn aufdeckt. Er muß einsehen, daß er sich verrechnet hat, und diese bittere Empfindung äußert sich in Schmähworten gegen Aristan, die zwar menschlich berechtigt, aber politisch nicht klug sind (2053, 2090). Aber dann wird er wieder ganz Führer, und er erkundigt sich sofort: „Was sagten die german'schen Herrn dazu?“ (2078). Daß er sich in Hermann, auch gefühlsmäßig, so täuschen konnte, ist ihm unfaßbar (2096). Doch mit

klarem Blick erfaßt er jetzt die strategische Lage: in überraschendem, spontanem Angriff will er den andern zuvorkommen, „Arminius . . . . wähnt, mich durch den Anblick der Gefahr zu schrecken", und er befiehlt, unverzüglich sich auf die meuternde deutsche Hilfsschar zu werfen und sie ohne Erbarmen niederzumetzeln; dann will er sich „gleich einem Eber" gegen die anderen wenden (2101).

Fast wäre dieser erste Plan gelungen; Varus stürzt sich auf die deutschen Haufen, „dem pfeilverletzten Eber gleich", und schon wollen sie ihm erliegen (2449). Doch er kommt einen Augenblick zu spät, denn Brunold erscheint ihnen zu Hilfe mit dem Suevenheer und zerschellt nun, noch bevor die Cherusker eingreifen, die ganze römische Armee (2452). „Und nur die Scheitern hülflos irren noch auf dem Ozean des Siegs umher" (2457).

Varus hatte sich aus Scham über die Niederlage in sein eigenes Schwert geworfen, aber es war an einer Rippe zerbrochen (2467). Nun glaubt er an sein böses Geschick, das ihn für das Schwert Hermanns aufgespart habe (2478). Wenige Minuten vor seinem Tode überschaut er mit einem pessimistischen prophetischen Blick die Lage des ganzen Imperiums. Er sieht den Zusammenbruch der römischen Herrschaft in Germanien, und er sieht bereits die ganze Weltherrschaft von Rom zusammensinken durch dessen eigene Schuld (2464). Er wirft dem „von Glück geblähten" Rom seine Maßlosigkeit vor: „wenn du mit drei Würfeln doch nicht neunzehn Augen werfen wolltest!" (2468). Schon fürchtet er, daß sich die Zeit wie ein Handschuh umkehren wird, „und über uns seh' ich die Welt regieren jedwede Horde, die der Kitzel treibt" (2470). Der Kitzel, und nicht der Geist. Der Mensch einer späten Zivilisation kann außerhalb seines eigenen, vergeistigten Lebens natürliche Werte und Triebe („Kitzel") nicht als irgendwie weltwesentlich betrachten. Das ist dieselbe Lebensanschauung, die den Freiheitskampf eines Volkes mit dem überlegenen Kopfschütteln eines klugen alten Mannes nur als „dummen

Streich von Knaben", durch eines „Wilden Witz" geschehen, ansehen kann (2464).

Jetzt tritt Hermann auf. Varus wünscht sich den Rhein zwischen ihm und sich (2475) und möchte ein Pferd haben, das ihn rettete (2481). Das ist keine persönliche Angst, sondern Entsetzen des Alten vor dem Neuen, das über dessen Leiche hinwegschreiten wird, es ist ein letzter aufflackernder Lebenswille. Tapfer kämpfend geht Varus unter — nicht einmal den Übermut des Fust, der um ihn mit Hermann kämpfte, hilft ihm Zeus strafen, obwohl er darum zu seinem Gott gebetet hatte (2517).

Die Cohorten des Varus sind besiegt, Germanien ist gerettet und befreit (2540). Die Besatzung im Teutoburger Wald ist nach erbitterter Gegenwehr, wobei ganz Teutoburg in Schutt und Asche geriet, vernichtet worden (2562); Astolf legt das Schwert des Crassus Hermann zu Füßen (2559). Aber noch sind Römer auf germanischem Grund (2629). Doch Hermann und Marbod sind geeint, und auch die Langmut der kleineren deutschen Stämme ist aufgezehrt, ganz Germanien lodert in Waffen, und sie haben ein Heer zum Krieg gegen Rom ins Feld gestellt (2551). Der Plan Hermanns ist, keinen Römer über den Rhein entschlüpfen zu lassen (2627), sodann aber nach Rom zu ziehen und es ganz zu zerstören (2630). Denn die Welt wird vor den Römern nicht eher Ruhe haben, als bis ihre Hauptstadt ein öder Trümmerhaufen ist (2632). Die dürftige Geschichte ist hiermit geweissagt, denn Rom — Paris ließ die Welt nie zur Ruhe kommen.

## § 7.

## Die Deutschen im Freiheitskampf.

Die Vorbereitungen zum Freiheitskampf der Deutschen gelingen in allen Einzelheiten. Hermann hat drei schlaue

Cherusker angestiftet, den Varus in die Irre zu führen. Sie sollen zunächst das Heer statt nach Iphikon nach Pfiffikon führen, es im Kreis herummarschieren lassen und es dann in der Nacht wieder in der Nähe vom Abmarschpunkt Arkon, in ein morastiges Gelände locken. Diese drei Männer hat „man" dem Varus als Kundige des Landes mit breitem Munde gerühmt (1877), Varus hat sich auf sie verlassen, und nun haben sie als Boten an der Spitze des Heeres (1870) den Plan Hermanns ausgeführt. Obwohl sie jetzt ihre Schuld scheinbar auf Hermann abzuwälzen suchen, gelingt es ihnen dadurch gerade, das Mißtrauen des Varus von Hermann abzulenken und sich selbst als die Schuldigen und Unfähigen verdächtig zu machen, die sich jetzt herauslügen wollen (1939). Auch der Anmarsch Marbods gelingt: erst als er weniger denn tausend Schritt von den Römern entfernt ist, wird seine Nähe dem erstaunten Varus gemeldet (1996). Ebenso glückt das Anrücken der Cherusker, Varus glaubt nicht eher an ihre feindlichen Absichten, als bis er dies durch Hermanns Briefe selbst erfährt und nun aufs höchste überrascht ist (2058). Gleichfalls Erfolg hat Hermann mit den Flugblättern, die er in die Lager der Deutschen schießen läßt: unter Fusts Führung (2079) empören sich die deutschen Völker (2447) und leiten so die Freiheitsschlacht ein.

Vor wenigen Wochen hatte Hermann verkündet, sein Feldzug gelte der Tyrannenmacht Rom, und nur deshalb folgten ihm die Cherusker ins Feld des Todes (2127). In letzter Zeit jedoch hat Hermann sie glauben gemacht, er habe sich mit Varus verbündet und rücke nun Marbod entgegen — sie sehen sich daher von ihrem Fürsten getäuscht (2132). Denn Hermann hat keinem Menschen außer Luitgar und Winfried seinen Plan verraten und seine Botschaft, die er vor vier Tagen an Marbod geschickt hat (2119, 2165). Erst als die Feuerzeichen zum Angriff aufleuchten, tritt der König an die Versammlung der cheruskischen Feldherren und will ihnen seinen wahren Plan entdecken (2119). Aber da tritt etwas ein, was er nicht erwartet hatte: Egbert verweigert dem Fürsten

im Namen der Feldherren und Hauptleute und diese im Namen des Heeres den Dienst (2113, 2127). Der König soll der Idee Deutschland dienen, und solange er das tut, hat ihm das Heer unbedingten Gehorsam zu leisten; wenn er aber die Idee verläßt, ist er nicht mehr der Führer der Armee, denn nicht er, sondern die Idee schreibt dem Einzelnen die Gesetze vor. „Das Heer verweigert mutig dir den Dienst; es folgt zum Sturm nach Rom dir, wenn du willst, doch in des wackeren Marbod Lager nicht" (2142). Hermann ist aufs höchste erstaunt (2145), aber es erfüllt ihn mit ingrimmiger Freude, daß seinen Soldaten — was er bisher offenbar nicht vermutet hatte — die Idee des Vaterlandes schon etwas Lebendiges bedeutet, die sie höher stellen als militärische Disziplin und Gehorsamkeit gegen den Fürsten (2146). Nun „bestraft" er Egbert, indem er ihm befiehlt, noch vor Abend einen römischen Adler ihm vor die Füße zu legen (2153). Er erklärt sofort seinen Cheruskern, daß es nicht gegen Marbod, sondern gegen die Römer gehe, und nur darüber ist er verstimmt, daß ihn wieder keiner verstanden hatte: meinst du, daß Hermann minder deutsch gesinnt als du? (2153). Er feuert die Cherusker zum Kampfe an (2167), Feldherrn und Hauptleute und das ganze Heer jauchzen und jubeln Hermann zu: Die Begeisterung für die Schlacht ist da (2171).

Das Werk der Freiheit muß damit beginnen, daß „der Halsring von der Kette, die der Cheruska angetan" ist, gelöst wird: Hermann läßt Septimius Nerva rufen (2175). Der Cheruskerfürst ist sich darüber im Klaren, daß Septimius ein edler Mensch ist (2178); doch als er erschienen ist, sagt Hermann sofort kalt zu ihm: „Dein Schwert, Septimius Nerva, du mußt sterben" (2189). Er läßt sich durch die hoheitsvolle Art des Römers nicht von seinem sicheren Gefühl abbringen, er legt sich, weil ihm die Handlung ernst und feierlich ist, seinen ruhmvollsten Titel bei: „mit Hermann, dem Cherusker, Germaniens Retter und Befreier von Roms Tyrannenjoch" spräche er (2190). Der Cherusker ist von der Wahrheit seiner Sendung so durchdrungen, daß er mit gutem Ge-

wissen dem Septimius gegenüber offen sein und den Überfall auf Varus verraten kann (2197). Er befiehlt, das Blut dieses Römers als das erste des Vaterlandes dürren Boden trinken zu lassen (2202). Und als Septimius ihn an die Siegerpflicht erinnert und ihn einen Barbaren nennt, geht Hermann auf jeden seiner Vorwürfe ein und widerlegt sie kurz; er tut nur, was er vor der Idee des Deutschtums verantworten kann. Als sich aber Septimius auf das Gefühl des Rechts beruft, empfindet das Hermann als Hohn und wütend schreitet er auf ihn ein: „Du weißt, was Recht ist, du verfluchter Bube, und kamst nach Deutschland, unbeleidigt, um uns zu unterdrücken? Nehmt eine Keule doppelten Gewichts und schlagt ihn tot!“ (2216).

Sofort nach dieser Scene voll Haß und voll unerbittlicher Konsequenz bei der Verfolgung des nationalen Zieles ruft Hermann, nachdem das Angriffsfanal angesteckt ist, nach den Barden: „Wo sind die süßen Alten mit ihrem herzerhebenden Gesang?“ (2231). Da beginnen diese das Schlachtlied aus der Ferne, auf dem Hügel, wo die Fackeln schimmern (2236). Die ganze Leidenschaftlichkeit Hermanns und der teutonische Furor, der bisher das Drama durchbebt hat, erhält durch dieses Lied erst seinen großen Sinn. Die Deutschen sind nicht so veranlagt, daß sie für jede Beleidigung sofort Wiedervergeltung üben — sie litten menschlich, sie rächten nicht die erste Plage, sie übten, nach der Götter Lehre, sich durch viele Jahre im Verzeihn, „doch endlich drückt des Joches Schwere, und abgeschüttelt will es sein!“ (2242). Das ist echt deutsch: am gespanntesten und entscheidendsten Punkt der Lage, unmittelbar vor der Schlacht muß sich der Deutsche noch einmal die Berechtigung seines Handelns vorlegen und innerlich damit fertig werden. Winfried dringt auf Entdeckung des Schlachtplanes, die Stunde drängt (2244) — aber Hermann, mit vorgestützter Hand an den Stamm einer Eiche gelehnt, wendet sich: „gleich, gleich! — Du, Bruder, sprich für mich, ich bitte dich“ und sinkt, heftig bewegt, wieder an die Eiche zurück (2245). Er ist noch nicht

mit sich im Reinen. Der Bardenchor fällt wieder ein und versucht, in Worte zu fassen, was Hermanns Herz so stürmisch bewegt: Du wirst nicht zum Verräter an deinem Volke und an deinem Amte werden und an der deutschen Idee! (2260). Und zum Schluß singen sie: Du bist so mild und ein Sohn der Götter, du hast ein weiches Herz und eine tiefe göttliche Seele — heute sei hart, „und Blitze laß dein Antlitz spein!" (2264). Jetzt hat Hermann unmittelbar von der deutschen Idee her die sittliche Berechtigung zu seinem Kampfe erhalten, das war das Gebet der Deutschen, das im Freiheitskampf nicht fehlen darf, das ihn frei gemacht hat von den Schlacken des Zweifels und ihm die Stärke des Riesen wiedergegeben hat — nun tritt er in strahlender Helle, ein Held, vom Lichte der deutschen Idee verklärt, wieder unter seine Feldherren: „Auf! — Mana und die Helden von Walhalla!" (2269). Jetzt prallt auch Egberts Wunsch, die deutschen Fürsten im römischen Lager als Verräter mit zu vernichten, an Hermanns sicherem Gefühl ab, das ihm nur die Vernichtung der Römer befiehlt: „Vergebt! Vergebt! Versöhnt, umarmt und liebt euch!" (2282). So ziehen die Cherusker in die Freiheitsschlacht, doch erst, nachdem sie sich innerlich ganz klar über ihr Ziel geworden sind, sodaß sie wissen, wofür sie ihr Leben, ihr Gut und ihr Alles einsetzen.

Der Schlachtplan Hermanns für die Cherusker ist folgender: sein Heer ist zum Keil geordnet, er und Winfried sind vorn an der Spitze. Sie stürzen sich gerade auf Varus ein; sobald ein Riß in das Römerheer gesprengt ist, nimmt jeder der Anführer eine Legion aufs Korn. Das Endziel ist, Marbod zu erreichen, der dann weitere Befehle geben wird (2249). Aber der Plan kommt nicht zur Ausführung, weil das Heer der Sueven auf Varus früher trifft als das der Cherusker (2459). Marbods Heer rückt, Hermanns Plan gemäß, beim ersten Morgenstrahl der Sonne auf die Legionen los: hier kämpfen schon die deutschen Fürsten, die sich empört haben, und wollen gerade erliegen. Da entscheidet Brunold mit dem Suevenheer völlig die Schlacht der Frei-

heit, ehe noch Hermann den Punkt der Schlacht erreicht (2443); die Schlacht ist bereits entschieden und nur Trümmer des römischen Heeres irren noch umher (2453). König Marbod, der von Feldherren umringt auf einem Hügel steht und in die Ferne schaut, wird ein „Sieg von allen zweiunddreißig Seiten" gemeldet (2438).

Bei der Vernichtung der zerstreuten Reste der römischen Armee trifft Hermann, mit dem bloßen Schwert bewaffnet, hitzig auf den umherirrenden Varus, zu gleicher Zeit wie Fust und Gueltar (2483). Siegesbewußt fordert er den Todfeind, dem er endlich begegnet ist, zum Zweikampf heraus — Varus nimmt mutig an: „Jetzt will ich tun, als führt' ich zehn Legionen!" (2482). Da werfen sich Fust und Gueltar dazwischen, und Fust ruft, ihm wäre Varus verfallen (2488). Es ist ein durchaus natürliches Gefühl, wenn jetzt Hermann wütend wird, wenn er Fust nach dem Recht eines solchen Verlangens fragt und den Ruhm nicht entbehren will, nach dem er zwölf Jahre treu gestrebt hat (2491, 2504). Hermann fordert Fust sogar zum Zweikampf um Varus heraus, und verhöhnt, nach Art germanischer Helden, vorher seinen Gegner (2506); sie fechten miteinander, aber Hermann hält inne, als ihm Blut den Arm rötet; das Geschick hat gegen ihn entschieden, und so fügt er sich: „Ich will's zufrieden sein! Dein Schwert fällt gut. Da nimm ihn hin! Man kann ihn dir vertraun" (2515). Und „mit einem tötenden Blick auf Varus" geht er zur Seite (2516): seinen lange Jahre verhaltenen und gezügelten dämonischen Haß gegen alles Römische endlich im Blute des Todfeindes kühlen zu dürfen, bleibt ihm vom Schicksal versagt, und dieser Verzicht fällt ihm schwer. Aber er hat sich in der Gewalt; als sich Fust nach vollbrachter Tat entschuldigt, sagt Hermann: „Nun, es ist alles gut" (2528). Er ist zwar erfreut über den plötzlich ausbrechenden Haß der abtrünnigen deutschen Fürsten gegen die Römer, aber zugleich sieht er in diesem Zweikampf zwischen Brüdern angesichts des Feindes ein unheilvolles Zeichen deutscher Uneinigkeit — als Fust bedauert, das Blut des besten Deutschen falle in Staub,

meint Hermann: „Ja, allerdings“ (2530). Doch als ihm der Cimbernfürst Neid auf seinen Ruhm zutraut, lacht der Cherusker diesen kleinen Geist aus: „Laß einen Herold gleich nur kommen, der deinen Namen ausposaune“ (2535).

Hermann zieht als Sieger in Teutoburg ein. Da stehen auch schon die mißvergnügten Fürsten und begrüßen ihn als Sieger der Cohorten, als Germaniens Retter, Schirmer und Befreier (2540). Hermann trägt ihnen nichts nach und nennt sie „meine Freunde“ (2542). Und wie selbstverständlich fragt er sie: „Was bringt ihr mir?“ (2546). Tatsächlich hat seine Erziehungsmethode ihre Früchte getragen, wenn auch noch nicht für die Teutoburger Schlacht: aber jetzt erfüllen sie seine Forderung und legen ihm alles, was sie besitzen, zu Füßen (2547). Die zerstückelte Hally habe ihre Wirkung getan, berichtet Wolf, sie habe die Langmut der deutschen Völker aufgezehrt, die jetzt den Greuel rächen wollten (2548). Als die Fürsten ihm aber ein Heer, das sie eigenhändig und freiwillig zusammengestellt haben, zum weiteren Krieg gegen Rom zur Verfügung stellen, denkt Hermann an sein gegebenes Versprechen und sagt, sie sollten auf Marbod warten, der ihnen bestimmteren Befehl geben würde (2557). Auch Astolf kommt als Sieger und legt Hermann das Schwert des Crassus zu Füßen (2559); Hermann nimmt es auf und sagt, es komme auch noch einmal die Zeit, wo er ihn zu belohnen wissen werde (2560). Und hier zeigt sich, daß seine Reden von der Hintansetzung von Hab und Gut für das große Ziel nicht nur Worte waren; denn ganz Teutoburg ist bei dem Kampf in Schutt und Asche verwandelt worden, und als das Eginhardt bedauert (2562), spricht Hermann die Worte, die symbolisch für Deutschland gelten sollen: „Mag sein! Wir bauen uns ein schönres auf“ (2565). Auch Thusnelda empfängt er als Siegerin und begrüßt sie als Heldin: „Wie groß und prächtig hast du Wort gehalten“, und er betrachtet sie mit Innigkeit (2543).

Kaum wird die Ankunft Marbods gemeldet, da eilt ihm Hermann entgegen, beugt ein Knie vor ihm, begrüßt

ihn als einen edelmütigen Freund, "und wenn Germanien meine Stimme hört: Heil seinem großen Oberherrn und König!" (2568). Hermann hält sein Versprechen, obwohl er der Retter Germaniens und auch Marbods ist und es ihm ein Leichtes wäre, jetzt gegen den Sueven aufzutrumpfen. Er will nicht eher vor ihm aufstehen, als bis Marbod den Tribut, „der uns entzweite", huldreich angenommen habe (2573). Aber keiner der Fürsten stimmt in den Heilruf auf Marbod mit ein (2571).

Marbod, der noch vor wenigen Tagen Hermann mißtraut hat, ist ‚beschämt über die große Gesinnung Hermanns. Endlich gelingt es ihm, den Cherusker zum Aufstehen zu bewegen, und nun beugt er seinerseits ein Knie vor ihm und er begrüßt ihn, wenn Germanien seine Stimme höre, als würdigen Oberherrn und König und als Retter Germaniens, auf dessen Scheitel die alte Krone zurückfallen solle (2578). Und Germanien hört seine Stimme; als erste rufen seine suevischen Feldherren Heil, nach ihnen Fust, Gueltar, Wolf und Thuiskomar (2585). Hermann umarmt Marbod zum Danke — die Versöhnung der beiden mächtigsten deutschen Fürsten ist durch den gemeinsamen Freiheitskampf, in Feuer und Blut, zustandegekommen. Aber Hermann nimmt die Krone nicht sofort an, sondern will die Sache im Rat aller Fürsten entschieden wissen, wenn beim nächsten Mondlicht die Druiden Wodan opfern (2589). Marbod stimmt bei, „man soll im Rat die Stimmen sammeln", aber bis dahin soll Hermann als Regent gebieten und das Heer führen, und das nimmt er stillschweigend an (2592).

Hermanns Siegesfreude wird sogleich getrübt, mit einem traurigen Geschäft muß er sein Amt beginnen. Aristan, von Marbod gefangen, wird gefesselt vorgeführt, und der Cherusker soll ihm das Urteil sprechen (2596). Hermann hatte in seinem Flugblatt, das er in die Feuer der Deutschen im römischen Lager schießen ließ, verkündet, daß jeder, der die Sache Roms verfechtend gefangen würde, sein Leben verwirkt habe (2074). Nun kennt Hermann den Aristan ganz genau, aber er will

doch nicht die kleinste Möglichkeit offen lassen, ihn unschuldig zu verurteilen, und so fragt er den Ubier, ob er vielleicht den Aufruf an die deutschen Völker nicht gelesen habe (2601). Aber als Aristan zugibt, das Blatt gelesen zu haben, und Germanien verleugnet, nimmt Hermann diese Worte sehr ernst: „Diese Denkart kenn' ich" (2611). Er gibt zu, daß man mit rationalen Gründen ihn in die Enge treiben könnte, wo und wann Germanien gewesen — aber die Idee Deutschland soll Aristan jetzt zu spüren bekommen: „Führt ihn hinweg und werft das Haupt ihm nieder!" (2612). Marbod, Wolf und Fust billigen ausdrücklich diese „Lektion" (2620), und Hermann läßt sich durch keine Redensarten Aristans mehr bewegen, auch nur noch ein Wort über das Todesurteil zu verlieren (2622).

Hermann fordert die „wackeren Söhne Teuts" auf, Wodan im Hain der stillen Eichen für das Geschenk des Sieges zu danken (2624). Gerade er, durch dessen geniale Erkenntnis des Tatsächlichen und durch dessen Willen die Befreiung Deutschlands allein gekommen scheint, weiß, daß Wodan den Sieg geschenkt hat, und daß auch die Tat des Genies nur ein Mittel ist, mit dem das Schicksal erreicht, was es bestimmt hat. Das nächste Ziel der Germanen soll sein, den Rhein schleunig zu ereilen, damit kein Römer von der Germania heiligem Grund entschlüpfe (2627). Das letzte Ziel Hermanns aber ist, das Raubnest Rom völlig zu zerstören (2630); und das nicht nur, um Deutschland vor dieser „Mordbrut" zu sichern, sondern um die natürliche Ordnung der ganzen Welt wieder herbeizuführen (2632). „Wir oder unsere Enkel", jedenfalls aber die Deutschen glaubt Hermann berufen, Rom in einen öden Trümmerhaufen zu verwandeln, damit „der Kreis der Welt . . . . . Ruhe erschwingt".

## 3. Kapitel.

# Die politischen Tendenzen der Hermannsschlacht auf die Zeit um 1808

„Ich liebe es nicht, daß man seine Dichtungen an die wirkliche Welt anknüpft. Eben um den drückenden Verhältnissen des Wirklichen zu entgehen, flüchtet man sich ja so gern in das Reich der Phantasie". So schrieb der alte Körner 1808 an seinen Sohn, als er von Kleists Hermannsschlacht gehört hatte. Tatsächlich steht Kleist mit seinem Drama in Opposition zu der Kunstauffassung des damaligen und des früheren Deutschlands. Es gab weder um 1800 noch vorher einen Dichter, der zeitbedingte politische Tendenzen mit einem so leidenschaftlichen und großen Können zum Angelpunkt eines Dramas machte. Wohl wurden, gerade im 18. Jahrhundert, in bekannten Dichtungen politische Probleme aufgeworfen (und oft nur ideologisch gelöst), aber das politische Problem war nicht das Problem der Dichtung, sondern nur Nebensache; das Thema ging im Zeitalter der Aufklärung fast ausnahmslos auf allgemein philosophische, auf staatsrechtliche, ethische, religiöse oder psychologische Probleme. Selbst Schillers Tell war von Schiller nicht nur als vaterländisches Drama geschaffen worden; Schiller reizte bei der dramatischen Schilderung des Stoffes künstlerisch die Gestalt des Tell, die Idee vom Vaterland ist aber nicht das Zentralgestirn der Dichtung, sondern die Frage: mit welcher sittlichen Berechtigung darf „der Tyrann" vertrieben werden. Während die Hermannsschlacht geradewegs eine politische Aufpeitschung der Deutschen gegen Napoleon bezweckt und ganz bestimmte politische Ziele dabei verfolgt, soll im Wilhelm

Tell theoretisch, für das ganze Menschengeschlecht und für alle Zeiten gültig, die Frage moralisch gelöst werden: wie soll der Despot beseitigt werden, und zwar ein Despot, der nicht ein Fremder ist, sondern in diesem Falle ein legitim eingesetzter Herrscher gleichen deutschen Blutes. Es handelt sich also hier um die Idee der Freiheit an und für sich in ihrem Widerstreite zu einem auf die Spitze getriebenen Absolutismus. Ein solcher gehaltmäßiger Vergleich zwischen Kleist und vorhergehenden Dramatikern wird immer wieder zu dem Ergebnis führen, das eben an Tell festgestellt wurde: Das Drama Kleists ist das erste, das sämtliche künstlerischen und ethischen Belange in den Dienst eines politisch- nationalen Zweckes stellt.

Das politische Ziel, das Kleist mit der Hermannsschlacht auf dichterischem Wege erreichen will, ist ein Ausfluß seiner Weltanschauung. Es ist bedingt durch die politischen Verhältnisse seiner Zeit. Kleist stellt in dem Drama diese politischen Verhältnisse Deutschlands dar — aber er hat dafür eine merkwürdig allgemeine Form gewählt und verzichtet absichtlich, sogar bei der Darstellung der Hauptpersonen, auf persönliche Analogien. Es kommt ihm nur auf das Grundsätzliche an, wie auch später in den Berliner Abendblättern „eine geheime Parole ausgegeben zu sein schien, . . . . sich nicht auf Einzelheiten abdrängen zu lassen oder gar Grundsätzliches eines Augenblicksvorteils wegen aufzugeben“ *). Mit kurzen Strichen trifft Kleist immer das Wesentliche der politischen Verhältnisse, das, worauf es ankommt. Die Dichtung stellt aber nicht nur die Verhältnisse dar, wie sie sind, sondern ihre eigentliche Bedeutung liegt darin, ein politisches Programm, und zwar das einzig mögliche, zur Befreiung des deutschen Volkes zu geben. Was Staatsmänner und Feldherren durchdachten und berieten, das hatte der Dichter Kleist mit demselben genialen Blick erkannt und formte diese Erkenntnis zu einem Kunstwerk.

*) Haupt, Bedeutung von Kleists Berliner Abendblättern.

## a) Die bestehenden Verhältnisse 1).

In Frankreich hatte sich Napoleon zum Kaiser krönen lassen und von da an bewußt an die Tradition des alten römischen Imperiums angeknüpft. Der Imperator erscheint wie Cäsar im Lorbeerkranz, das Feldzeichen der Legionen ist der Adler. In der Organisation der Verwaltung erinnert die Stellung der Präfekten, die völlig abhängig nach oben und unumschränkte Herren nach unten sind, an die Verwaltungszentralisation der römischen Kaiserzeit; der code civil bedient sich der begrifflichen Werkzeuge des römischen Rechts. Das französische Empire ist aber besonders auch außenpolitisch römisch gedacht: eine einzige Nation, die französische, soll über die anderen Nationen herrschen; das militärisch-demokratische Kaisertum beruft sich auf Cäsar und den Cäsarismus und erhebt auch für sich Anspruch auf die gleiche historische Notwendigkeit 2). Dabei sind die Franzosen, wie die Römer der Verfallszeit, ein „übermütiges, täglich gehaltloser werdendes Volk" 3), und nun sind sie nach Deutschland gekommen und haben das Reich zerstört. Die geschichtliche Parallele ist auffallend und war damals jedem geläufig. Tatsächlich entsprang die Ähnlichkeit der römischen und der Napoleonischen Epoche nicht einer Zufälligkeit, sondern lag in dem italienischen Blut des Korsen, in der Wesensverwandtschaft der Römer und Franzosen und in der Ähnlichkeit der politischen Lage 4) begründet. Das Entsetzen, das man vor dem Kaiser empfand, der mit überlegenem Geist und Technik „an

1) Die Quelle für die geschichtlichen Angaben ist bes. Schnabel, Treitschke, Lehmann (Stein).

2) Daneben bezeichnet sich Napoleon auch als Nachfolger Karls des Großen und somit als rechtmäßigen Herrscher über die abendländische Christenheit — diese Gedankengänge konnten die Deutschen damals nur als Hohn empfinden.

3) Stein (Lehmann, Stein II).

4) Spengler's „Gleichzeitigkeit" der Epochen innerhalb zweier gealterter, anorganisch organisierter Völker.

den Säulen des Tempels der Natur rüttelte" 1), teilt Kleist mit den Besten seiner Zeit, und ihr Haß gegen den Eroberer wurde zu dem dämonischen Haß der Verfechter des Volkstums gegen den Störer der natürlichen Ordnung 2).

So wird Napoleon zu Augustus, als unsichtbarer, und doch überall wirksamer Gegner Hermanns. Die französischen Waffen sind überall in Europa siegreich; Napoleon ist König von Italien, in Portugal ist das Königshaus abgesetzt, in Spanien Joseph Bonaparte zum König proklamiert, das Deutsche Reich ist untergegangen und soll jetzt als Vasallenstaat unter Frankreich aufgeteilt werden. Wie die deutschen Fürsten, unter ihnen auch Hermann, in der Schlacht des Ariovist geschlagen worden sind, so ist Oesterreich bei Austerlitz, Preußen bei Jena und Auerstädt besiegt worden. „Napoleons höhnende Politik, die mit zweizüngiger List die Schwachen umgarnte und Krieg mitten im Frieden führte" 3), ist dieselbe hinterlistige Politik der Römer in der Hermannsschlacht. Wie Marbod von Augustus die Oberherrschaft in Deutschland versprochen erhält, wenn er sich mit Rom verbünden und gegen Hermann zu Felde ziehen wolle, so sollte Preußen im System der napoleonischen Politik die führende Rolle im Kampfe gegen England haben. Marbod kann sich noch nicht aus voller Brust, wie er gesollt, für Rom entscheiden, da marschiert Varus gegen ihn mit Hermann zusammen, denn er hatte beiden zugleich die Oberherrschaft und die Niederwerfung des anderen versprochen. Napoleon lockte mit dem Plan eines norddeutschen Bundes unter Preußens Führung und arbeitete selbst dagegen, er bietet Hannover zu gleicher Zeit England und auch Preußen an. Als aber Friedrich Wilhelm III., wie Marbod, zwischen Frankreich und Rußland schwankt, läßt Napoleon, bei der Umschließung von

1) Kleist, Katechismus der Deutschen.

2.) s. Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat.

3) Köpke, Heinrich von Kleist, Berlin 1862

Ulm, rücksichtslos durch preußisches Gebiet marschieren. So wird bei Napoleon wie bei Augustus in der Hermannsschlacht das Bündnis zur Unterdrückung, die verheißene Freiheit zur Knechtschaft und die Gebiete der Neutralen werden, wie das Thuiskomars, schonungslos besetzt, die Verträge gebrochen. Auf die blutige Verwüstung Hessens, Thüringens und der preußischen Länder 1) ist in der Hermannsschlacht deutlich Bezug genommen. Der Volkskrieg der Spanier wird mit einer Erbitterung ohnegleichen geführt, weil Napoleon keine andere Volksnatur verstehen und ehren kann. Als er sich in Ägypten zu Allah bekannte, wie Varus in Germanien zu Wodan, ist das auch nur ein Mittel seiner Politik.

„Varus . . . ist das lebendige Ebenbild jener eisernen Marschälle, Mortier, Ney, Davoust" 2). Er ist der französische Marschall, der, persönlich tapfer und militärisch tüchtig, kein anderes Ziel kennt, als die Zufriedenheit seines Herrn und Kaisers zu erwerben. Es war das Amt jener Marschälle, den Willen ihres Kaisers zu erspähen, sie durften keinen eigenen Willen haben, und in blindem Gehorsam mußten sie den Befehlen von oben gehorchen. In Ventidius ist der französische Diplomat gezeichnet, er ist einer jener galanten Agenten des Kaisers, die nicht selten in den Frauengemächern ihre Staatskunst trieben. Er spielt dieselbe Rolle wie Talleyrand bei den Fürsten Deutschlands. Aber es verkörpert sich auch in ihm die innerlich hohle, nur noch formale französische Bildung, die Selbstüberheblichkeit der Franzosen gegenüber den „barbarischen" Deutschen.

Die Lage Deutschlands um 1808 ist in dem Germanien Kleists in allen wesentlichen Punkten nachgezeichnet. Durch den Preßburger Frieden (1806) hat Oesterreich Tirol, Oberschwaben und den Breisgau verloren, durch den Frieden von Tilsit (1807) sind Preußen alle Länder

---

1) Schnabel, Deutsche Geschichte

2) Köpke, Heinrich von Kleist, Berlin 1862

westlich der Elbe genommen worden und es ist — wie das Nariskerreich Ariovists unter Licin — ein Königreich Westfalen unter Napoleons jüngstem Bruder Jérome gegründet, das das westelbische Preußen, Kurhessen, Braunschweig und Hannover umfaßt. Die Eifersucht Oesterreichs und Preußens aufeinander ist in dem Tributstreit zwischen Hermann und Marbod als größte Gefahr für das Weiterbestehen Deutschlands angedeutet. Die Vasallen des Augustus, Fust, Gueltar und Aristan, sind zweifellos die drei Mächte, die bei dem Reichsdeputationshauptschluß (1803) durch die Unbedenklichkeit ihrer Vertreter in Paris am meisten gestärkt hervorgingen: Baden, Württemberg und Bayern, die sich dann durch Zentralisation, durch französisches Recht und Aufklärung als Vasallenstaaten dem System des Empire anglichen. Aristan wird der dicke König Friedrich von Württemberg sein 1), von dem Stein sagt: „Scheußlich durch seine Gestalt, seinen Stolz, seine Feigheit, sein wüstes Leben — es ist unmöglich, daß dieser Mensch nicht ein solchen Charakters würdiges Ende nehme“ 2). Seit dem Frieden von Lunéville schon war die Abtretung des linken Rheinufers bestätigt. 1806 sagten sich durch die Rheinbundakte 16 deutsche Reichsfürsten, deren Gebiet ein volles Drittel des Reiches umfaßte, vom Reiche los, um unter Napoleons Protektorat in ein ständiges Bundesverhältnis zu Frankreich zu treten. Fust, Gueltar, Aristan, sowie die „Fürsten vom Main“ sind in Kleists Drama die Rheinbundfürsten; Aristans Wort vom „Beherrscher eines freien Staates“ gehört hierher. Die vier „mißvergnügten Fürsten“ wurden allgemein 3) zu und nach Kleists Zeit als die Leute vom „Tugendbund“ empfunden, die geheimnisvoll schwätzen, aber nicht han-

1) und nicht der Sachse, der sich sogar erst nach Jena dem Rheinbund anschloß, während Aristan als erster sich „in des Varus Arme warf“.

2) Lehmann, Stein III, S. 331.

3) s. bes. Dahlmanns Brief an Gervinus 1840

deln und nicht alles daran setzen wollen 1). Sie sollen außerdem die deutsche Uneinigkeit, die Kleinmütigkeit vieler Deutscher verkörpern, die zu wenig Teilnahme am deutschen Geschick zeigten. Thuiskomar hatte auf guten Glauben, um sich selbst zu retten, mit den Römern paktiert, nun war er getäuscht worden — es ist das Schicksal so manches kleinen Fürsten, der im allgemeinen Schachern um seine eigenen Vorteile doch schließlich verlieren mußte, weil er das große Ganze aus den Augen verloren hatte (Kurhessen, Hannover). Hermann allein hat, gegen die vier Fürsten, die Erkenntnis gewonnen, daß die Deutschen in ihrer militärischen Unterlegenheit nicht siegen können und verlieren mußten, weil sie „auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen eingeschlafen" waren, weil sie von „buntfarbigen Siegesbildern" träumten. Wie Luther 2) und Friedmann 3) feststellen, könnte Friedrich Wilhelm III. im Ernst als Hermann gelten, wenn dieser sich Varus gegenüber als friedlicher Fürst und biederer Familienvater ausgibt — Kleist hoffte vielleicht immer noch, daß hinter dem Schein der preußischen Unterwürfigkeit sich die zähe Absicht verberge, eines Tages plötzlich die Masken fallen zu lassen und ein kriegerisches Gesicht zu zeigen. Am preußischen Hof gab es eine französische Partei, die den Anschluß an Frankreich wünschte und von der Aufrichtigkeit des Kaisers überzeugt war — hier ist Attarin vielleicht wiederzufinden. In Thusnelda endlich sind — nach Kleists eigenen Worten 4) — die deutschen Weiberchen gezeichnet, die sich von den französischen Manieren haben fangen lassen, die von dem gewandten und oft ritterlichen Wesen und der feineren Lebensart der Franzosen bestochen sind.

---

1) Es widersprach auch Steins Staatsgedanken, wenn „politische Dilettanten mit einer so heiligen und ernsten Sache sich wichtig machen wollten" (Schnabel, Deutsche Geschichte I, 391).

2) B. Luther, Kleists Patriotismus und Staatsidee, 1916.

3) S. Friedmann, Il dramma tedesco, Milano 1893.

4) Kleist zu Dahlmann (Freiherr v. Biedermann, Gespräche mit und um Kleist. Berlin 1912.

## b) Das Programm.

Das politische Programm Kleists in der Hermannsschlacht deckt sich in allen wesentlichen Punkten mit dem Programm der preußischen Kriegspartei um 1808, die von dem Triumvirat Stein, Scharnhorst, Gneisenau geführt wurde. Als Oesterreich 1808 gegen Napoleon rüstete, als die Hoffnung auch der preußischen Patrioten auf den Krieg gegen Frankreich ging, schrieb Kleist seine Hermannsschlacht. Er hoffte damit, in derselben Richtung wirken zu können wie die drei großen Reformer am preußischen Hof, die seit langem schon den König bestürmten, den Anschluß an Oesterreich zu vollziehen. Aber Ende August 1808 verwarf Friedrich Wilhelm deren Politik, er wollte nur die Anlehnung an Rußland und wünschte möglichst jeden Krieg zu vermeiden. Kleists Drama soll die Deutschen zum Freiheitskampf erziehen, aber es soll auch ein eindeutiges Programm für die deutschen Staatsmänner sein.

Der Neubau des Reiches ist das Ziel Hermanns und das aller deutschen Patrioten vor 1809. Das Ziel ist ihnen so heilig, daß dafür alles aufs Spiel gesetzt werden muß. Die Niederwerfung des Varus muß jetzt erfolgen, bevor er Marbod, in diesem Falle Oesterreich, allein geschlagen hat: Gneisenau sagt, es gebe keinen Mittelweg zwischen Untergang und Schande auf der einen, Unabhängigkeit und Ehre auf der anderen Seite. Er redet von einem neuen, verjüngten Deutschland, „Preußens Regent als Wiederhersteller deutscher Freiheit an seiner Spitze"; er hofft, daß Gott die gerechte Sache nicht verlassen werde, „sofern er nicht, um höherer Zwecke willen, unseren Untergang beschlossen hat". Auch Hermann will alles gewinnen oder alles verlieren — so ist seine Haltung echt deutsch und kompromißlos.

Die erste Bedingung für den Freiheitskampf ist die Unterordnung aller Kämpfer unter die Idee Deutschland. Hermann und Marbod verzichten beide zugunsten der

deutschen Sache auf ihre Herrschaftsgelüste: beide halten die alte Kaiseridee aufrecht, aber jeder will dem anderen den Thron über das gesamte Reich zubilligen. In einer Denkschrift Steins und Scharnhorsts heißt es: „Beide Staaten (Oesterreich und Preußen) verbinden sich, um ihre Existenz zu erhalten und den allgemeinen Feind darniederzuwerfen", „vereint zu siegen oder zu fallen sei ihre ganze, ihre innigste und heiligste Verbindung". Attarin, bis zuletzt suevischer Partikularist, hätte beinahe den ganzen Plan zum Scheitern gebracht — in Berlin führte noch 1812, also kurz vor der tatsächlich stattgefundenen Freiheitsschlacht, Ancillon in einer Denkschrift aus, daß Napoleon freundliche Absichten gegen die preußische Monarchie habe *). Die Wiederherstellung des Vertrauens zwischen Hermann und Marbod ist notwendig: Hermann unterbreitet dem Sueven seine wahre Gesinnung und verrät ihm alle Pläne des Varus. Stein fordert: „Also fort mit der elenden Sprache der Diplomatik . . . . eine gerade, freie Sprache sei unter den Mächten!" Gentz, Knesebeck, Arndt, die Königin Luise, alle Patrioten glauben, daß nur durch die Eintracht Preußens und Oesterreichs Deutschland befreit werden kann. Der Vertrag von Bartenstein (26. April 1807) sollte die erste Annäherung der beiden Mächte vorbereiten. Für Stein, Gneisenau und Scharnhorst war es wie für Kleist eine Selbstverständlichkeit, daß Preußen und Oesterreich gemeinsam die deutschen Interessen wahren müßten.

Die Frage der künftigen deutschen Reichsverfassung wird nur in großen Umrissen in der Hermannsschlacht berührt. Ein einiges Groß-Deutschland, aus den Bundesstaaten bestehend, mit einem, von den Fürsten im Reichstag gewählten Herrscher, soll das Ziel sein. Mehr läßt sich dem Drama nicht entnehmen; ob Oesterreich oder Preußen die Krone erhalten soll, ist offen gelassen.

*) In Attarin spiegelt sich die reaktionäre, preußisch- partikularistische Friedenspartei am Berliner Hof wieder, die ein Zusammengehen mit Frankreich wünschte und tatsächlich 1809 durchsetzte.

Überhaupt wird damals fast nirgends in Deutschland genauer über die Frage nachgedacht, in welchen Formen sich das verjüngte Vaterland neu gestalten soll. Die Idee der deutschen Einheit erwacht allmählich in ganz Deutschland, zuerst im Norden; aber nirgends kann man eine einheitliche Richtung erkennen, die etwa eine preußische oder oesterreichische oder eine dualistische Lösung des Problems als festes Ziel vor Augen gehabt hätte. Kleist hat, wie Stein, Arndt, Gentz oder Friedrich Schlegel, um 1809 an die Wiederherstellung des Reiches unter den Habsburgern geglaubt; der „Katechismus der Deutschen", Anfang 1809 geschrieben, kennt nur Kaiser Franz II. als „Vormund" der Deutschen und bezeichnet als Hochverräter, wer dem Aufgebot des Erzherzogs Carl nicht gehorche. Auch Stein will, wie Scharnhorst und Gneisenau, ein einiges Deutschland; für die Form der Reichsverfassung hat er jedoch ebenfalls keine endgültige Formulierung gefunden, seine Vorschläge schwanken zwischen verschiedenen Möglichkeiten und gehen von Zeit zu Zeit auseinander. Hardenberg, der früher mit Frankreichs Beistand eine norddeutsche Großmacht gewünscht hatte, die Frankreich die Wage halten sollte, tritt von 1807 an für eine Politik des geregelten Dualismus ein. Vorbereitet durch die Romantik und ihre „Wiederentdeckung" des deutschen Volkstums wächst in diesen Jahren bis 1813 die Idee der deutschen Einheit: Fichte wendet sich in seinen Worten nur an die Deutschen schlechthin, Achim von Arnim und Brentano schwärmen für die mittelalterliche Kaiseridee, für Schleiermacher war Deutschlands Befreiung und die Wiederherstellung der alten preußischen Macht ein und dasselbe Ziel. Arndt ficht kurz vor 1813 noch für „Freiheit und Oesterreich", hingegen weissagen Jahn, Harnisch und Friesen schon damals zuversichtlich, Preußen müsse im neuen Reiche die Krone tragen, eine oberste Gewalt müsse regieren in der Hauptstadt des Reiches. Die oesterreichische Erhebung 1809 läßt naturgemäß das alte habsburgische Kaiserreich noch einmals als höchstes Ziel der Deutschen erglänzen: in Proklamationen und Staatsschriften feiern Gentz und Friedrich Schlegel die Habsburger als Retter Deutschlands und Europas.

Das Problem der kleinen deutschen Fürsten wird besonders ausführlich behandelt. Solange sie sich nicht der deutschen Idee unterordnen, kommen sie für den Freiheitskampf nicht in Frage. Hermann erzieht sie zur Nation, und durch eine leidenschaftliche Wandlung der Herzen, durch den Anblick der zerstückelten Hally als des Sinnbildes des zerstückelten Vaterlandes, will Kleist die Lauen und auch die Rheinbundfürsten dem Deutschtum zurückgewinnen. Hermann verlangt, daß sie alles, Weib, Kind und Gut, ihren Thron und ihr Leben für das Ganze opfern. Die Verbrennung Moskaus durch Rostopschin ist hier schon vorausgeahnt. Stein fordert 1808: „Man muß die Nation mit dem Gedanken der Selbsthilfe, der Aufopferung des Letzten und des Eigentums, das ohnehin ein Raub der herrschenden Nation ist, vertraut erhalten". Und Gneisenau will die Gegenden, in die der Feind vordringt, verödet, und Frauen und Kinder nach unzugänglichen Orten geschafft wissen*). Für Kleist steht über dem Legitimitätsprinzip die deutsche Reichsidee, der die Fürsten verantwortlich sind. Aristan wird zum Tode verurteilt, weil er sich gegen die Idee vergangen hat. Hermann „droht, jedwedes Haupt, das er in Waffen erschauen wird, die Sache Roms verfechtend, mit einem Beil, vom Rumpf herab, zum Kuß auf der Germania heil'gen Grund zu nöt'gen!" (2074) — das erinnert bereits an Steins Proklamation von Kalisch, in der er die Verbündeten des französischen Kaisers mit der Vertreibung von ihrem Throne bedroht. Aber der Cherusker will auch allen Fürsten vergeben, wenn sie sich jetzt dem Ganzen angliedern wollen, und Stein sagt: „Wir erkennen alle Deutsche als unsere Brüder an und erklären feierlich, daß wir nicht die Absicht haben, ihr Gebiet mit dem unserigen zu vereinen". Hermann rechnet mit dem deutschen Gewissen der Fürsten und glaubt, daß sie im gegebenen Augenblick zu ihren Brüdern überlaufen werden; tatsächlich gehen 1813 deutsche Truppen (Sachsen) aus dem Lager Napoleons zu den Verbündeten über.

*) Lehmann, Freiherrn vom Stein, II.

In der Hermannsschlacht vollführt ein Mann die Befreiung, der unmittelbar zur deutschen Idee steht, dabei aber auch alle Eigenschaften eines genialen Staatsmannes hat. Stein, der allerdings weniger Staatsmann als Hermann ist, bringt 1812 das entscheidende Bündnis zustande und nötigt es fast dem schwankenden König auf, ein Bündnis zwar nicht zwischen Preußen und Oesterreich, sondern zwischen Preußen und Rußland.

Alle Listen gegen Napoleon sind für Stein erlaubt: sie stehen im Dienst der deutschen Idee. Er will im August 1808 ein Bündnis mit Napoleon schließen mit dem Vorsatz, es zu brechen; er will ihm Truppen stellen, die im gegebenen Moment zu den Oesterreichern überlaufen sollen. Aber Scharnhorst und Gneisenau sind gegen das System des Vertragsbruches, während Kleist es in seinem Drama verherrlicht: Hermann stellt sich, als ob er wirklich gegen Marbod zöge, aber er bricht den Vertrag und vernichtet mit Marbod zusammen die römischen Legionen. „Sollte Preußen nicht das Recht haben, List gegen Verruchtheit und Gewalttätigkeit zu gebrauchen? Sollte es dem Corsen allein erlaubt sein, an die Stelle des Rechtes Willkür, der Wahrheit Lüge zu setzen?“ — Diese Analogie zwischen Stein und Hermann empfindet hier auch Lehmann*). Und der Monolog Hermanns, in dem er sagt, daß den geringsten Anlaß zu Mißtrauen Augustus sogleich bestrafen würde, könnte eine Anspielung auf die leichtsinnige Korrespondenz Steins und auf die daraus entstandene Entlassung des Freiherrn sein.

Neben der Verstellung gegenüber dem Feind wird die „List“ innerhalb des deutschen Volkes gepredigt. Die Aufhetzung des Volkes, die Aufzeigung der Gewalttaten und Greuel der Römer, ja die Übertreibung solcher Nachrichten, das eigenhändige Zerstören sieht Kleist als erlaubtes Mittel an zur Aufpeitschung des Volkes, im Dienste der deutschen Sache. Stein sagt: „Es muß in

*) Lehmann, Stein II, S. 556.

der Nation das Gefühl des Unwillens erhalten werden über den Druck und die Abhängigkeit von einem fremden Volke".

Auch in der Hermannsschlacht geht Kleist auf das Verhältnis Fürst und Volk ein 1). Die Befreiung Deutschlands ist nur möglich, wenn das System des Absolutismus vernichtet wird. Der Fürst soll freie Mitarbeiter in intelligentem Gehorsam, nicht blind gehorchende Knechte als Untertanen haben: Luitgar wird von Hermann in den Plan eingeweiht, damit er im Notfalle aus eigenen Stükken entscheiden kann. Der revolutionärste Gedanke im ganzen Drama aber wird in der Scene ausgesprochen, als Egbert im Namen des cheruskischen Heeres Hermann den Dienst verweigert. Der absolutistische Fürst kann von seiner Gefolgschaft verlassen werden, sowie er nicht mehr „der erste Diener des Staates" ist. Auch über dem König steht die Idee Deutschland, und wenn er sich nicht unterordnet, hat das Volk das Recht, ihn zu verlassen und sich unmittelbar zur Idee zu stellen. Hermann ist zunächst über diese Haltung des Volkes aufs höchste erstaunt, aber dann freut er sich ingrimmig darüber. — Auch Stein sah, schon vor Jena, im System des Absolutismus die Wurzel alles Übels, weil er das Volk von jeder Teilnahme am Staat ferngehalten hatte. Stein kämpfte unentwegt gegen den „Mietlingsgeist" der absolutistischen Bürokratie und wünschte einen Umbau vom Königstum aus. Hardenberg setzt dann auch die Aufhebung des Kabinetts durch. Bei Scharnhorst und Gneisenau, bei Vincke und Niebuhr kehrt überall der Gedanke wieder: es gilt, die Nation zu selbständiger, verantwortlicher politischer Arbeit aufzurufen 2).

Das politische Programm Kleists in der Hermannsschlacht ist in seiner geschichtlichen Bedeutung bisher noch zu wenig gewürdigt worden. Der Hauptgrund dazu liegt in dem Materialismus unserer Zeit und in der ein-

1) Im „Homburg" ist diese Frage noch eingehender behandelt.

2) Treitschke, Deutsche Geschichte I, S. 274.

seitig wirtschaftlichen Betrachtungsweise der Politik, die nur zu oft einen Dichter und Philosophen von vornherein für einen weltfremden Schwärmer hält. An Kleist zeigt sich, daß vor hundert Jahren das Verhältnis von Dichter und Volk bei uns noch nicht ganz zerbrochen war, daß es ihm und den genialen Männern der gleichen Richtung aber nicht gelang, seine hohen Ideen vom Deutschtum voll und ganz zu verwirklichen.

## 4. Kapitel.

# Die Hermannsschlacht innerhalb der politischen Entwicklung Kleists.

Die Entstehungszeit der „Hermannsschlacht“ läßt sich genau feststellen: Das Drama ist nicht vor Mai 1808 begonnen und war am 31. Dezember 1808 fertiggestellt. Es ist das erste rein politische Werk Kleists.

Die neue Stufe zum Politischen und Volkstümlichen kommt bei Kleist zum ersten Mal im „Käthchen von Heilbronn“ zum dichterischen Ausdruck. Im Käthchen ist bereits „das Deutsche“ als Urgrund der Dichtung vorhanden, wie es dann in der Hermannsschlacht zum beherrschenden Thema wird. Die alte Kaiseridee steht dort in romantischem Glanz im Hintergrunde der Handlung.

Die „Hermannsschlacht“ ist das erste Drama Kleists, in dem Haupthandlung und Hauptproblem politisch sind. Wir wollen sehen, wie sich, seit Verbrennung des Guiscardfragments, Kleists politische Ansichten bis zur Vollendung der Hermannsschlacht entwickelt haben. Dazu müssen seine Briefe von Juni 1804 bis Dezember 1808 herangezogen werden, da in seinen Werken das Verhältnis zu Volk und Staat nicht oder nur untergeordnet zur Rede steht.

Juni 1808 schreibt Kleist, sein Wunsch wäre es, im Vaterlande zu bleiben *). Er sträubt sich innerlich mit aller Gewalt dagegen, einen Posten als Attaché des preußischen Königs bei der spanischen Gesandtschaft in

*) Briefe 304, 3.

Madrid einzunehmen 1): „Ich werde auf diese Art wohl Verzicht leisten müssen, jemals auf diesem Sterne zur Ruhe zu kommen“ 2). Mai 1805 betrat Kleist Königsberg als Diätar an der Domänenkammer; daneben trieb er bei Professor Kraus, dem Anhänger von Adam Smith, Nationalökonomie. „Ich kann ein Differentiale finden und einen Vers machen; sind das nicht die beiden Enden der menschlichen Fähigkeit?“ 3). „Wirf dich dem Schicksal nicht unter die Füße, es ist ungroßmüthig und zertrit dich“ 4). Das Jahr 1805 zeigt Kleist, wie er einen ernsthaften Versuch macht, als Staatsbeamter seinem Vaterlande zu dienen. Und zwar, wie das Studium von Smith 5) und die liberale Tendenz im „Zerbrochenen Krug“ vermuten lassen, als Anhänger der Reformideen 6). „Kämpfe“ 7) nennt er es, wenn er sich jetzt um Gehalt anstellen läßt; doch er hofft, die Probe zu bestehen. Aber damit ihm ein solches Leben „wenigstens erträglich“ werde, bittet er seinen Freund Pfuel, zu ihm zu kommen, er wolle mit ihm alles teilen. Es ist ein echter Konflikt, die Spannung zwischen Individuum und Gemeinschaft, wenn die Individualität (vollends die Kleists) nicht befriedigt wird bei der (notwendigen) Eingliederung in einen höheren Organismus.

Das Unglücksjahr 1806 wirft mit einem Mal ein überraschendes Licht auf die politische Verbundenheit und die staatsmännischen Fähigkeiten Kleists. Während die preußische Regierung, nach der Niederlage Oesterreichs bei Austerlitz und dem Frieden von Pressburg, und nach der Loslösung Süddeutschlands vom Reich, untätig und scheu den notwendig kommenden Ereignissen entgegen-

1) Briefe 306, 5; 308, 9.

2) Briefe 311, 11.

3) Briefe 316, 23.

4) Briefe 316, 33.

5) Briefe 322, 6.

6) Haupt, Die Bedeutung der Abendblätter.

7) Briefe 316, 28.

sah, überschaut Kleist bereits die Gefährlichkeit der Lage in ihrer ganzen Größe. Der Brief vom Dezember 1805 an Rühle v. Lilienstern beweist, daß der Dichter einen besseren politischen Instinkt besitzt als alle Fachmänner des preußischen Kabinetts, samt dem ewig schwankenden König. Mit vollem Recht schreibt Kleist nach der Niederlage von Jena und Auerstädt an Ulrike: „Wie sehr hat sich Alles bestätigt, was wir vor einem Jahr schon voraussahen. Man hätte das ganze Zeitungsblatt von heute damals schon schreiben können“ 1). Er hatte es auch, mit einem prophetischen Blick, in dem erwähnten Brief Ende 1805 geschrieben, weil er die „außerordentlichen Kräfte“ der Franzosen mit dem größere Zusammenhänge überschauenden Blick des Genius besser erkannte als die Tagespolitiker am Hofe, die außerdem unter dem Einfluß der Aufklärung über ihren Träumen von Menschheitsbeglückung die Verbindung mit Volk und realer Welt verloren hatten 2). Die politischen Stellen dieses erhaltenen Briefes seien hier wiedergegeben: „Denn so wie die Dinge stehen, kann man kaum auf viel mehr rechnen, als auf einen schönen Untergang. Was ist das für eine Maasregel, den Krieg mit einem Winterquartier und der langmüthigen Einschließung einer Festung anzufangen! Bist du nicht mit mir überzeugt, daß die Franzosen uns angreifen werden, in diesem Winter noch angreifen werden, wenn wir noch vier Wochen fortfahren, mit den Waffen in der Hand drohend an der Pforte ihres Rückzuges aus Oesterreich zu stehen. Wie kann man außerordentlichen Kräften mit einer so gemeinen und alltäglichen Reaktion begegnen? Warum hat der König nicht gleich bei Gelegenheit des Durchbruchs der Franzosen durch das Fränkische, seine Stände zusammenberufen, warum ihnen nicht, in einer rührenden Rede (der bloße Schmerz hätte ihn rührend gemacht) seine Lage eröffnet. Wenn er es bloß ihrem eigenen

1) Briefe 328, 28.

2) Am Hofe und in seiner Sphäre waren nach Haugwitz der Fürst Hatzfeld, Kalckreuth, Beyme, Ancillon und eine ganze Reihe höherer Offiziere, über deren französische Gesinnung Gneisenau klagt, Freunde französischen Wesens und Gegner nationalen Widerstandes.

Ehrgefühl anheim gestellt hätte, ob sie von einem gemißhandelten Könige regiert sein wollen, oder nicht, würde sich nicht etwas von Nationalgeist bei ihnen geregt haben. Und wenn sich diese Regung nicht gezeigt hätte, wäre dies nicht die Gelegenheit gewesen, ihnen zu erklären, daß es hier garnicht auf einen gemeinen Krieg ankomme. Es gelte Sein oder Nichtsein; und wenn er seine Armee nicht um 300000 Mann vermehren könne, so bliebe ihm nichts übrig, als bloß ehrenvoll zu sterben. Meinst du nicht, daß eine solche Erschaffung hätte zu Stande kommen können? Wenn er alle seine goldenen und silbernen Geschirre hätte prägen lassen, seine Kammerherren und seine Pferde abgeschafft hätte, seine ganze Familie ihm darin gefolgt wäre, und er, nach diesem Beispiel, gefragt hätte, was die Nation nun zu thun willens sei. Ich weiß nicht, wie gut oder schlecht es ihm jetzt von seinen silbernen Tellern schmecken mag; aber dem Kaiser in Ollmütz, bin ich gewiß, schmeckt es schlecht. — Ja, mein guter Rühle, was ist dabei zu tun. Die Zeit scheint eine neue Ordnung der Dinge herbeiführen zu wollen, und wir werden davon nichts, als bloß den Umsturz der alten erleben. Es wird sich aus dem ganzen cultivirten Theil von Europa ein einziges, großes System von Reichen bilden, und die Throne mit neuen, von Frankreich abhängigen Fürsten-Dynastien besetzt werden. Aus dem Oesterreichischen, bin ich gewiß, geht dieser glückgekrönte Abendtheurer, falls ihm nur das Glück treu bleibt, nicht wieder heraus, in kurzer Zeit werden wir in Zeitungen lesen: „Man spricht von großen Veränderungen in der deutschen Reichs-Verfassung“; und späterhin: „es heißt, daß ein großer, deutscher (südlicher) Fürst an die Spitze der Geschäfte treten werde“. Kurz, in Zeit von einem Jahre, ist der Kurfürst von Bayern, König von Deutschland. — Warum sich nur nicht Einer findet, der diesem bösen Geiste der Welt die Kugel durch den Kopf jagt? Ich möchte wissen, was so ein Emigrant zu thun hat“ *).

*) Briefe 323, 7.

In demselben Jahre 1806 hat Kleist sein Staatsamt wieder verlassen; „ich dichte bloß, weil ich es nicht lassen kann . . . . ich will mich jetzt durch meine dramatische Arbeiten ernähren“ 1). Was er seinem Freund Rühle ans Herz legt: „Folge deinem Gefühl“ — das befolgt er nun selbst. Mit der eudämonistischen Weltanschauung seiner ersten Zeit hat er jetzt vollständig gebrochen. August 1806 schreibt er: „Wer wollte auf dieser Welt glücklich sein. Pfui, schäme dich, möcht' ich fast sagen, wenn du es willst“ 2). Als Dichter will er fortan innerhalb seines Volkes wirken. „Vielleicht habe ich doch den besten Weg eingeschlagen“ 3).

Nach der Niederlage von Jena schreibt Kleist an seine Schwester: „Wie schrecklich sind diese Zeiten! . . . Es heißt ja, daß der Kaiser den Franzosen alle Hauptstädte zur Plünderung versprochen habe. Man kann kaum an eine solche Raserei der Bosheit glauben“. 4) „Es wäre schrecklich, wenn dieser Wütherich sein Reich gründete. Nur ein sehr kleiner Theil der Menschen begreift, was für ein Verderben es ist, unter seine Herrschaft zu kommen. Wir sind die unterjochten Völker der Römer. Es ist auf eine Ausplünderung von Europa abgesehen, um Frankreich reich zu machen. Doch, wer weiß, wie es die Vorsicht lenkt“ 5). Hier taucht zum ersten Mal der naheliegende Vergleich zwischen dem römischen und dem Napoleonischen Imperialismus auf.

Doch bald fühlt sich Kleist, der in letzter Zeit krank und bettlägerig war, „leichter und angenehmer als sonst“. Und auch von der Königin Luise, an die er „nicht ohne Rührung denken kann“, sagt er: „In diesem Kriege, den sie einen unglücklichen nennt, macht sie einen größeren Gewinn als sie in einem ganzen Leben voll Frieden und

1) Briefe 327, 25.
2) Briefe 326, 19.
3) Briefe 332, 10.
4) Briefe 328, 22.
5) Briefe 330, 12.

Freuden gemacht haben würde“ 1). Das allgemeine politische Unglück empfindet Kleist jetzt als Erziehung der Menschen zu einer großherzigeren Ansicht von der Welt.

Anfang 1807 wandert Kleist mit ein paar Freunden von Königsberg nach Berlin, um dort zu sein, wo die politischen Entscheidungen für Preußen gefällt wurden, sicherlich auch, um irgendwie Einfluß auf den zaghaften Friedrich Wilhelm zu gewinnen. „Es wird wohl kein unschuldiger Ausflug gewesen sein“ sagt Erich Schmidt in der neuen Kleistausgabe. Kleist wurde von den Franzosen als Spion verhaftet und bis Juli 1807 als Staatsgefangener nach Chalons sur Marne geschleppt, obwohl sich keine Beweise für irgendwelche politische Unternehmungen erbringen ließen und Kleist sich immer wieder auf seine Unschuld beruft. Er fühlt sich „gesunder als jemals“ 2); „daß übrigens alle diese Übel mich wenig angreifen, kannst du von einem Herzen hoffen, das mit größeren und mit den größten auf das innigste vertraut ist“ 3). Aber als er im Juni immer noch nicht befreit ist, sagt er in einem Brief an Ulrike: „. . . . und ich sehne mich in mein Vaterland zurück“ 4). „Doch genug jetzt von mir. Es ist widerwärtig, unter Verhältnissen, wie die bestehenden sind, von seiner eigenen Not zu reden. Menschen, von unserer Art, sollten immer nur die Welt denken“ 5). „Kann man auch nur den Gedanken wagen, glücklich zu sein, wenn alles in Elend darniederliegt?“ 6). Der Bruch mit der Weltanschauung seiner vorhergehenden Periode wird immer deutlicher; Kleist hat Fichtes liberalen Subjektivismus überwunden, nach dem daß Ich aus sich heraus die Welt sich setzt. Kleist sagt: „Sie haben mich in der Zurückgezogenheit meiner Lebensart für isoliert von der Welt gehalten, und doch ist viel-

1) Briefe 331, 14.
2) Briefe 335, 27.
3) Briefe 338, 18.
4) Briefe 339, 17.
5) Briefe 340, 16.
6) Briefe 341, 19.

leicht niemand inniger damit verbunden, als ich“ 1). Wirkliche Weltverbundenheit, die sich nicht, wie bei Fichte, eine ideale Welt um sich herum konstruiert, sondern die reale Welt auf das Ich wirken läßt, ist aber nur in der organischen Eingliederung in Volk und Heimat möglich, wie es bei Kleist eben der Fall ist.

Als der Dichter aus seiner Gefangenschaft sich Ende Juli in Dresden niederläßt, scheint es zunächst, als ob er, als Redakteur der Kunstzeitschrift Phöbus, und unter geselligen Freuden, ein weltfernes Künstlerdasein zu führen begonnen habe, ohne die Not des Vaterlandes zu beachten. Den 10t Oct. bin ich bei dem oestr. Gesandten an der Tafel mit einem Lorbeer gekrönt worden; und das von zwei niedlichsten kleinen Händen, die in Dreßden sind“ 2). Ja, Kleist schreibt offen an Ulrike, vielleicht werde die von ihm geplante Phöbusbuchhandlung von der französischen Regierung erwählt, ihre Publikationen in Deutschland zu veröffentlichen, und vielleicht bekäme er den Kodex Napoleon zum Verlag. Aber er sagt dazu: „Du wirst nicht voreilig sein, politische Folgerungen aus diesem Schritte zu ziehen, über dessen eigentliche Bedeutung ich mich hier nicht weitläufiger auslassen kann“ 3). Was Kleist damit plante, wissen wir nicht; es steht aber wohl fest, daß der glühende Napoleonhasser diese französische Waffe nur in einem Preußen günstigen Sinne verwenden hat wollen. Am Ende des Jahres 1807 hören wir eine Begründung für seinen Dresdner Aufenthalt: „Jetzt lebe ich in Dreßden, als dem günstigsten Ort in dieser, für die Kunst, höchst ungünstigen Zeit, um einige Pläne, die ich gefaßt habe, auszuführen. Möchten wir uns recht bald in Berlin wiedersehen! Denn niemals, wohin ich mich auch, durch die Umstände gedrängt, wenden muß, wird mein Herz ein anderes Vaterland wählen, als das, worin ich gebohren bin“ 4).

---

1) Briefe 341, 12.
2) Briefe 356, 16.
3) Briefe 354, 12.
4) Briefe 366, 14.

Eine auserlesene Gesellschaft fand sich hier in Dresden zusammen: Wilhelm Schlegel, Tieck, Frau Hendel-Schütz; seine alten Freunde Rühle und Pfuel, Heinrich v. Schubert, der norddeutsche Landschaftsmaler C. D. Friedrich, der schwäbische Maler Ferdinand Hartmann, vor allem aber Adam Müller, der „Lehrer des Gegensatzes“ 1), dessen „Lehre vom Gegensatz“ schon 1804 in Berlin erschienen war, als Quintessenz seiner Lebensanschauung. Teils mit diesen, teils mit anderen Männern zusammen kam Anfang 1808 das Kunstjournal „Phöbus“ heraus, das von Kleist und Adam Müller redigiert und verlegt wurde, das aber von Kleist selbst als ein „der Politik in jeder Hinsicht gleichgültiger, litterarischer Plan“2) bezeichnet worden war. Es wäre aber nun verfehlt, Kleist, weil die erhaltenen 15 Briefe von 1808 wenig Politisches hören lassen, in diesem Jahr, oder wenigstens während der Blütezeit des Phöbus, zu einem unpolitischen Künstler zu stempeln. Die Hermannsschlacht, zwischen Mai und Dezember 1808 entstanden, beweist das Gegenteil; sie zeigt den Dichter von einer Seite, wie wir ihn aus keinem der verschwindend wenigen, zufällig erhaltenen Briefe vermuten würden. Einmal nur, im Dezember, hören wir: „Wer weiß, ob jemand noch, nach 100 Jahren, in dieser Gegend deutsch spricht“ 3). Die Hermannsschlacht ist in dem zeitlich geordneten Material, das wir heute aus Kleists Hand besitzen, für uns eine überraschende Wende zum rein Politischen und zur dichterischen Erfassung des „Deutschen“ schlechthin 4).

Es ist heute klar, daß Kleist in Dresden irgendwie mit preußischen Empörern in politischer Verbindung stand. Er gehörte ganz zur Kriegspartei der Leute um

1) Briefe 361, 29.
2) Briefe 365, 4.
3) Briefe 378, 6.
4) Auch wenn Hunderte von Briefen aus dem Jahre 1808 erhalten wären, läßt sich in Kleists Leben des öfteren nachweisen, daß ganz plötzlich, gleichsam über Nacht, eine Ueberzeugung fix und fertig aus ihm herausbricht und ihn eine Zeitlang beherrscht, trotzdem man das, gemessen an seinen vorherigen Äußerungen aus derselben Periode, nie hätte zu vermuten brauchen. Das beste Beispiel dafür ist das momentane Hervorbringen der leidenschaftlichen Kriegslieder und Aufsätze für die „Germania“.

Scharnhorst, Stein und Gneisenau, die dann 1809 um jeden Preis mit Oesterreich zusammen losschlagen wollten. In Oesterreich war der journalistische Wortführer der Kriegspartei Friedrich v. Gentz, der später mit Friedrich Schlegel zusammen die Manifeste des Kaisers und des Erzherzogs verfaßte. Das Haus des oesterreichischen Gesandten von Buol in Dresden war der Mittelpunkt der Nationalgesinnten. Der Erfurter Fürstentag (27. September bis 14. Oktober 1808), an dem die Rheinbundfürsten und der König von Sachsen, aber auch der „deutsche Geist" in Gestalt von Goethe Napoleon huldigte, mußte den Haß Kleists und seiner Freunde bis zum äußersten schüren. Dazu kamen die Ereignisse in Spanien, wo sich ein erbitterter Guerillakrieg gegen die Franzosen und den von ihnen eingesetzten König erhob. In dieser Zeit entstand die Hermannsschlacht — „ein Gottesdienst des Vaterlandes", wie Adam Müller die griechische Tragödie genannt hatte.

Am 1. Januar 1809 schickt sie Kleist an seinen Gesinnungsfreund Joseph von Collin nach Wien: „Sie erhalten, in der Anlage, ein neues Drama, betitelt: die Hermannsschlacht, von dem ich wünsche, daß es ihnen gleichfalls, wie das Käthchen von Heilbronn, ein wenig gefallen möge. Schlagen sie es gefälligst der K. K. Theater-Direktion zur Aufführung vor. Wenn dieselbe es annehmen sollte, so wünsche ich fast (falls dies noch möglich wäre) das es früher auf die Bühne käme, als das Käthchen; es ist um nichts besser, und doch scheint es mir seines Erfolges sichrer zu sein" 1). Und am 22. Februar wieder an denselben: „Es würde mir, besonders um dieser letzten Willen" (der Abschrift der Hermannsschlacht) „leid tun, wenn die Überlieferung derselben, durch irgend ein Versehen, vernachlässigt worden wäre, indem dies Stück mehr, als irgend ein anderes, für den Augenblick berechnet war, und ich fast wünschen muß, es ganz und gar wieder zurückzunehmen, wenn die Verhältnisse, wie leicht möglich ist, nicht gestatten sollten, es

1) Briefe 381, 30.

im Laufe dieser Zeit aufzuführen“ 1). Am 20. April schickt Kleist, wieder an Collin, seine Kriegsgedichte: „Sie werden inliegend mein Scherflein dazu finden . . . . ich wollte, ich hätte eine Stimme von Erz, und könnte sie, vom Harz herab den Deutschen absingen . . . . ich auch finde, man muß sich mit seinem ganzen Gewicht, so schwer oder leicht es sein mag, in die Wage der Zeit werfen“ 2). Und noch einmal fragt der unglückliche Dichter dringender wegen der Hermannsschlacht an: „Doch wie stehts, mein teuerster Freund, mit der Hermannsschlacht? Sie können sich leicht denken, wie sehr mir die Aufführung dieses Stückes, das einzig und allein auf diesen Augenblick berechnet war, am Herzen liegt. Schreiben Sie mir bald: es wird gegeben; jede Bedingung ist mir gleichgültig; ich schenke es den Deutschen; machen Sie nur, daß es gegeben wird“ 3). Aber das Drama wurde damals nicht gespielt und auch späterhin nicht verstanden; und vielleicht bricht heute erst eine Zeit an, die kleistisch denken kann und den tiefen Gehalt der Hermannsschlacht erfaßt.

Die politische Entwicklung Kleists hatte mit der Hermannsschlacht erst ihre Grundlage erhalten. Von nun ab stürst sich der Dichter mit allen seinen Gaben in den politischen Kampf der Zeit. Bei Ausbruch des oesterreichischen Freiheitskampfes war Kleist ausgezogen, sich „mittelbar oder unmittelbar in den Strom der Begebenheiten hineinzuwerfen“ 4). Nach der Schlacht von Aspern, von der er wünscht, an ihr teilgenommen und in ihr den Tod gefunden zu haben, schreibt er über die Hermannsschlacht: sie würde, wegen ihrer „Beziehung auf die Zeit, schwerlich einen Verleger . . . . . finden“ 5). Der Plan der politischen Wochenschrift „Germania“ ist zunichte geworden: was sie enthalten sollte, „können sie leicht denken“ — schreibt er an Friedrich Schlegel — „es ist

1) Briefe 382, 28.
2) Briefe 385, 13.
3) Briefe 386, 18.
4) Briefe 391, 6.
5) Briefe 391, 26.

nur ein Gegenstand, über den der Deutsche jetzt zu reden hat“ 1).

Noch einmal fragt er Ende Januar 1810 bei Collin wegen der Hermannsschlacht an: „Jetzt aber, da sich die Verhältnisse wieder glücklich geändert haben, interessiert es mich, zu wissen: ob sich das Manuskript noch vorfindet? ob daran zu denken ist, es auf die Bühne zu bringen“? 2)

Dann kam die Zeit der „Berliner Abendblätter“, der „christlich-deutschen Tischgesellschaft“ und der unmittelbaren Verbindung Kleists mit der preußischen Kriegspartei. Die Pläne des Cheruskerfürsten in der Hermannsschlacht entsprechen Kleists eigener politischer und auch militärischer (Gneisenau) Betätigung in seinen letzten Jahren. Wir wissen darüber so gut wie nichts.

Der „Prinz von Homburg“ ist das letzte und endgültig politische Bekenntnis Kleists zu einem neuen preußischen Staat. Hier sind die Ideen vorgezeichnet, die erst heute, ein Jahrhundert später, sich durchzuringen beginnen. Hier hat bereits „der Weg des Geistes zum Staat“ 3) seine Formel gefunden, und Kleists Verbindung von preußischer Pflicht und deutschem Gefühl ist nach Treitschke „die erste Annäherung zweier Mächte der deutschen Geschichte, die beide gleich einseitig, der Ergänzung bedurften“.

1) Briefe 389, 19.
2) Briefe 394.
3) Hans Freyer, Der Staat, Leipzig 1926.

Anhang:

# Zeitliche Übersicht der Haupthandlungen.[1)]

## 7. August

Jagd bei Teutoburg am Vormittag — Bei einer Jagdhütte in der Nähe Teutoburgs lehnt Hermann einen Bund mit den mißvergnügten Fürsten ab.

## 8. August

Am Morgen Audienz des Ventidius bei Hermann: Hermann unterwirft sich dem August — Ventidius raubt Thusnelda die Locke — Ventidius schickt offenbar einen Gesandten an Fulvius Lepidus, sofort mit allen Römern aus Marbods Lager zu entweichen und zu Varus zu stoßen — Hermann schickt den geheimen Boten an Marbod, der vor der Nacht des 9. August dort sein soll — Varus persönlich setzt über die Lippe. Vermutlich setzt noch am 8. August auch das römische Heer über die Lippe; Varus in Person übernachtet bereits bis zum 9. VIII. in Hermanns Jagdhaus Orla.

## 9. August

Die Römer ziehen brandschatzend in Cheruska ein — Hermann empfängt Varus und die Legionen in Teutoburg. — Die Römer im Lager Marbods verlassen das Lager und setzen über die Weser — Marbod erhält die Nachricht von Hermann, als der Mond schon scheint — Marbod beschließt, augenblicklich über die Weser zu setzen und vollführt das in drei Stunden.

## 10. August

Varus ist aus Teutoburg wieder abgezogen und gelangt bis Arkon — Crassus liegt mit drei Cohorten als Besatzung in Teutoburg — Am Abend kann Septimius das cheruskische Heer nicht nach Römerart neu ordnen, da Hermann nicht vor den Toren, wo das Heer liegt, erschien — Hermann war in Teutoburg bei dem Auftritt um Hally — (nachts).

## 11. August, Alraunentag

Bei Tagesanbruch erteilt Hermann seine letzten Anweisungen in Teutoburg, zeigt Thusnelda den aufgefangenen Brief des Ventidius und

1) Der neue Tag fängt in der Hermannsschlacht nicht um Mitternacht sondern erst mit Sonnenaufgang an.

bricht mit dem Heer in Richtung Arkon auf — Am Morgen ist Varus von Arkon aufgebrochen, um zwei Meilen weiter nach Iphikon an der Weser zu gelangen — Varus ist irregeführt worden, er marschiert die ganze Nacht hindurch und gelangt schließlich wieder in die Nähe von Arkon — Varus und die cheruskische Alraune — Nach über sechzehn Stunden Marsch wird Varus die nächste Nähe Marbods gemeldet — Varus wird Hermanns Ankunft, der nicht weiter als bis Arkon rücken sollte, gemeldet — Abfall der germanischen Fürsten von Varus, durch Hermanns Briefe veranlaßt.

## 12. August, Nornentag

Hermann steht am Eingang des Teutoburger Waldes — Marbod gibt durch Feuer das Zeichen zum Angriff — Hermann entdeckt seinem Heer den Geheimplan, läßt den Septimius zum Tod abführen und dem Marbod das Fanal anbrennen — Bardenchor im Cheruskerheer — Marbod bläst zum Angriff, Hermann läßt antworten — In Teutoburg vollzieht, noch bei Mondenschein, Thusnelda die Rache an Ventidius; Astolf beginnt die Vernichtung des Crassus und seiner Cohorten — Brunold, Marbods Feldherr, kommt den germanischen Fürsten im Römerheer zu Hilfe, auf die sich Varus schon geworfen hatte — Ehe Hermann auf dem Schlachtfeld eintrifft, entscheidet Brunold am frühen Tage den Kampf durch Zersprengung des römischen Heeres — Zweikampf zwischen Fust und Varus' Tod.

## Nach dem 12. August (Idus Augusti oder später 1)

Im zerstörten Teutoburg wird Hermann die Oberherrschaft über Germanien angetragen.

---

1) Vgl. V. 2603.

# Benutzte Literatur.

## a) Spezialliteratur.

zitiert ist nach der neuen Kleistausgabe von **Schmidt,** Erich (im Verein mit Minde-Pouet und Reinhold Steig), Bibliographisches Institut Leipzig. 5 Bände.

* * *


**Alberti,** Konrad: Die Hermannsabschlachtung. „Zukunft" 1894, VI, 25, S. 571.

**Bab,** Julius: Die Hermannsschlacht. „Schaubühne" 1915. XI, 2, S. 148.

**Bab,** Julius: Bismarcks Vorgestalt. „Die Hilfe" 1915, XXI, 15, S. 238.

**Bertram,** Ernst: Heinrich v. Kleist. Bonn, Cohen, 1925.

**Brahm,** Otto: Das Leben H. v. Kleists. Berlin, Fleischel 1911.

**Braig,** Friedrich: Heinrich v. Kleist. München, C. H. Beck 1925, S. 325ff.

**Bülow,** Eduard von: H. v. Kleists Leben und Briefe. Berlin, Basser 1848.

**Collin,** M. von: Über neuere dramatische Literatur. Jahrbuch d. Literatur, Wien 1822, XX, S. 109.

**Enzinger,** Moriz: Das deutsche Schicksalsdrama, Innsbruck, Tyrolia, 1922.

**Fischer,** Max: H. v. Kleist, der Dichter des Preußentums, Berlin, Cotta 1916.

**Frenzel,** Karl: Berliner Dramaturgie I, Hannover, Rümpler 1877.

**Friedmann,** Sigismund: Il dramma tedesco del nostro secolo, Milano 1893.

**Gerecke,** P.: H. v. Kleists Hermannsschlacht, Leipzig, Bredt 1905.

**Gerstenberg,** W.: Die Hermannsschlacht. Paderborn 1905.

**Grunewald,** Maria: Heinrich von Kleist, Die Hermannsschlacht, Deutsches Adelsblatt 1925, XXXXIII, 12, S. 316; 13, S. 349.

**Gundolf,** Friedrich: H. v. Kleist. Berlin, Bondi 1924.

**Haupt,** Joachim: Die Bedeutung von Kleists Berliner Abendblättern für die Erhebung von 1813. Kiel 1927.

**Heinze,** Aufgaben aus Kleists Hermannsschlacht, Leipzig, Engelmann 1899.

**Hellmann,** Hanna: H. v. Kleist. Heidelberg, Winter 1910.

**Herzog,** Wilhelm: H. v. Kleist, München, Beck 1911.

**Kayka,** Ernst: Kleist und die Romantik. Berlin, Duncker 1906.

**Kluckhohn,** Paul: Das Kleistbild der Gegenwart. DVLG. *) 1926, S. 708.

**Köpke,** Rudolf: H. v. Kleists politische Schriften, Berlin, Charisius 1862.

**Luther,** Bernhard: H. v. Kleists Patriotismus und Staatsidee. Neue Jahrb. f. klass. Altertum 1916, XIX, 8, S. 518.

**Marsop,** Paul: Zu Kleists Hermannsschlacht. „Der Merker" 1915, VI, 3, S. 123; VI, 5, S. 201.

**Matthias,** Theodor: Die Grundlagen zu H. v. Kleists Hermannsschlacht. „Deutscher Frühling" S. 134 (Teutonia-Leipzig) 1907.

**Müller-Guttenbrunn,** Adam: Kleists Hermannsschlacht, ein Gedicht auf Oesterreich. Wien, Graeser 1898.

**Ortner,** Heinrich: Bemerkungen zu Kleists Hermannsschlacht, Regensburg 1894.

*) Deutsche Vierteljahresschrift für Literatur- und Geschichtswissenschaft.

**Polgar,** Alfred: Kritisches Lesebuch: Die Hermannsschlacht. Berlin, Rowohlt 1926.

**Quarck,** Max: Ein preußischer Junker als dichterischer Revolutionär. Soz. Monatshefte 1902, S. 949.

**Roettecken,** Hubert: H. v. Kleist. Leipzig, Quelle und Meyer 1907.

**Rosenthal,** Helmut: Kleist und die preußische Idee. In: Der Vormarsch, Februar 1929, Heft 9, S. 263.

**Schlesinger,** C.: Die Hermannsschlacht. Münster i. W., Vollmer.

**Schmidt,** Erich: H. v. Kleist als Dramatiker. In: „Charakteristiken", 1. Reihe, Berlin, Weidmann 1886.

**Schmidt,** Julian: H. v. Kleist. Preuß. Jahrbücher, Berlin 1876, S. 593.

**Servaes,** Franz: H. v. Kleist. Berlin, Seemann 1902.

**Specht,** Richard: Die Hermannsschlacht. „Merkur" 1915, VI, S. 28..

**Sprenger,** R.: (Kleinere philologische Bemerkungen zur Hermannsschlacht) ZDU. 1891, V, S. 131, 483; ZDU 1899, XIII, S. 510, 567; ZDU 1904, XVIII, S. 63.

**Steffen,** Elly: Kleists Hermannsschlacht, ZDU 1905, XIX, S. 545, 618.

**Tieck,** Ludwig: Hinterlassene Schriften von H. v. Kleist. Berlin 1821.

**Treitschke:** H. v. Kleist, Preußische Jahrbücher, Berlin 1858, Bd. II, Heft 6.

**Walzel,** Oskar: Deutsche Romantik. Leipzig und Berlin, Teubner, 1918, 1923, „Aus Natur und Geisteswelt".

**Wilbrandt,** Adolf: H. v. Kleist. Nördlingen, C. H. Beck 1863.

**Windel,** H.: Die Hermannsschlacht, Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing 1891.

**Witkop,** Philipp: H. v. Kleist. Leipzig, Haessel 1923.

**Wolff,** Eugen: Kleists Hermannsschlacht. Minden, Bruns 1903.

**Zolling,** Teophil: Kleists sämtliche Werke. Berlin u. Stuttgart, 1885, 3. Teil.

**Zweig,** Stefan: Der Kampf mit dem Dämon. Leipzig, Inselverlag 1925.

## b) Allgemeine Literatur.

**Arndt,** Ernst Moritz: Meine Wanderungen und Wandlungen. Reclam-Leipzig.

**Arndt,** Ernst Moritz: Gedichte. Reclam-Leipzig.

**Badewitz,** Hans: Kleists Amphitryon. In: Bausteine zur Geschichte der deutschen Literatur, hg. v. F. Saran, 27. Bd., Halle a. S. Max Niemeyer 1930.

**Baxa,** Jakob: Einführung in die romantische Staatswissenschaft. Jena, Fischer 1923.

**Bitterauf,** Theodor: Geschichte des Rheinbundes, I. München, Beck 1905.

**Botzenhart,** Erich: Freiherr vom Stein, Staatsgedanken. Berlin 1924.

**Boyen,** Hermann von: Denkwürdigkeiten und Erinnerungen 1771—1813. Stuttgart, Lutz 1901.

**Brandt,** Otto: A. W. Schlegel, der Romantiker und die Politik. Stuttgart u. Berlin 1919.

**Braune,** Frida: Ernst Brandes und Edmund Burke. Heidelberg. Diss. 1917, Winter.

**Brüggemann:** Vorlesungen über: Geschichte und Theorie der Literaturwissenschaft. Kiel W.-S. 1928|29.

**Edda:** übersetzt von Hugo Gering, Leipzig u. Wien, Bibl. Institut 1892.

**Freud,** Sigmund: Fünf Vorlesungen über Psychoanalyse. Leipzig u. Wien, Deuticke 1930.

**Freyer,** Hans: Der Staat. Leipzig, Wiegandt 1926.

**Freyer,** Hans: Die Bewertung der Wirtschaft im philosophischen Denken des 19. Jahrhunderts. Leipzig, Wiegandt 1921.

**Gentz,** Friedrich von: Betrachtungen über die französische Revolution, nach dem Englischen des Herrn Burke. Stuttgart u. Leipzig, Rieger 1836.

**Gordon,** Wolff von: Die dramatische Handlung in Sophokles: „König Ödipus" und Kleists „Der zerbrochene Krug". In:Bausteine zur Gesch. der deutsch. Lit., hg. v. F. Saran, 20. Bd., Halle a. S. 1926, Max Niemeyer.

**Hagelberg,** Lilli: Heinrich von Kleist. Aus der Zeitschrift für Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft. 1930. XXIII. Band, 2. Heft.

**Herder,** Johann Gottfried: Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Leipzig (3. Aufl.), Hartknoch 1828.

**Hutten,** Ulrich von: Arminius (Dialogus Huttenicus). In: Ulrichs von Hutten Gespräche. hg. von Böcking, Leipzig, Teubner 1860, S. 407.

**Kerler,** Dietrich Heinrich: Der Denker. Ulm, Kerler 1920.

**Klopstock,** Friedrich Gottlieb: Hermanns-Schlacht, Leipzig, Göschen 1823.

**Krieck,** Ernst: Die deutsche Staatsidee. Jena, Diederichs 1917.

**Lehmann,** Max: Freiherr vom Stein. Leipzig, Hirzel 1902.

**Lehmann,** Max: Scharnhorst. Leipzig, Hirzel 1886.

**Marwitz,** Ludwig von der: Werke und Briefe ed. v. Meusel, Berlin, Weidmann 1908.

**Mehlis,** Georg: Schellings Geschichtsphilosophie. Heidelberg. Diss. 1906, Rössler.

**Meinecke,** Friedrich: Weltbürgertum und Nationalstaat. München und Berlin, Oldenbourg 1908.

**Meusel,** Friedrich: Edmund Burke und die französische Revolution. Berlin, Weidmann 1913.

**Müller,** Adam: Die Elemente der Staatskunst. Berlin, Sander 1809.

**Müller,** Adam: Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur. 2. Aufl., Dresden, Arnoldische Buchhandlung 1807.

**Nibelungenlied:** hg. v. Friedrich Zarncke, 8. Aufl. Wiegand 1894.

**Pertz,** G. H.: Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein. Berlin 1849—1855.

**Pufahl,** Katharina: Berliner Patrioten während der Franzosenzeit von 1806—1808. Berlin, Gaertner 1896.

**Ranke,** Leopold von: Hardenberg und die Geschichte des Preußischen Staates 1793—1813. Leipzig, Duncker 1879.

**Raumer,** Friedrich von: Lebenserinnerungen und Briefwechsel. Leipzig, Brockhaus 1861.

**Röbbeling,** Friedrich: Kleists Käthchen von Heilbronn. In: Bausteine zur Geschichte der neueren deutschen Lit. hg. v. F. Saran, 12. Band. Halle a. S. 1913, Max Niemeyer.

**Saran,** Franz: Deutsche Heldengedichte des Mittelalters. Halle a. S., Max Niemeyer 1922.

**Schnabel,** Franz: Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, I. Band, Freiburg|Br., Herder 1929.*)

**Shakespeare,** William: Macbeth (übersetzt von A. W. Schlegel), Berlin, Reimer 1867.

*) Schnabel gilt heute als das Geschichtsbuch der höheren Schule. Leider verläßt Schnabel durch seine unsachlichen und moralisierenden Angriffe auf Kleists „Hermannsschlacht" seinen sonst objektiven Standpunkt und macht sich einer reaktionär-katholischen Tendenz verdächtig.

**Sophokles:** König Ödipus, übers. von Hugo von Hofmannsthal, Berlin, Fischer 1911.

**Sophokles:** Antigone. hg. von Chr. Muff, Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing 1920.

**Steffens,** Wilhelm: Hardenberg und die ständische Opposition 1810|1811. Leipzig, Duncker und Humblot 1907.

**Steig,** Reinhold: Heinrich von Kleists Berliner Kämpfe. Berlin und Stuttgart, Spemann 1901.

**Stephan,** Horst: Herders Philosophie. Leipzig, Meiner 1906.

**Sun-Yat-Sen:** Die Grundlehren von dem Volkstum. Über. von Tsan Wen, Berlin, Schlieffen-Verlag 1927.

**Treitschke,** Heinrich von: Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, 1. Teil. Leipzig, Hirzel 1879.

**Unger,** Rudolf: Herder, Novalis und Kleist. Frankfurt a. M., Diesterweg 1922.

**Vogt und Koch:** Geschichte der deutschen Literatur. Leipzig, Bibliogr. Institut 1926.

**Wächter:** Kleists Michael Kohlhaas. Weimar, Duncker 1918.

**Weiser,** Christian Friedrich: Shaftesbury und das deutsche Geistesleben. Leipzig-Berlin, Teubner 1916.

# Inhaltsverzeichnis.

**1. Kapitel:** *Ergebnisse der Forschung über die Hermannsschlacht* . . . . . 5

**2. Kapitel:** *Analyse des Stücks*

*I. Teil: Die Römer*

*§ 1. Die römische Politik* . . . . 26

*§ 2. Die einzelnen Römer*

*a) Varus* . . . . . 32

*b) Septimius* . . . . . 35

*c) Ventidius* . . . . . 37

*II. Teil: Die Deutschen*

*§ 3. Hermann* . . . . . 42

*§ 4. Thusnelda* . . . . . 64

*§ 5. Marbod* . . . . . 76

*§ 6. Kleinere deutsche Fürsten*

*a) Ariovist* . . . . . 80

*b) Holm* . . . . . 80

*c) Wolf* . . . . . 81

*d) Thuiskomar* . . . . . 82

*e) Selgar* . . . . . 84

*f) Dagobert* . . . . . 85

*g) Fust* . . . . . 85

*h) Gueltar* . . . . . 87

*i) Die Fürsten am Main* . . . 88

*k) Aristan* . . . . . 88

*III. Teil: Der Kampf*

*§ 7. Die Römer im Freiheitskampf* 90

*§ 8. Die Deutschen im Freiheitskampf* 95

**3. Kapitel:** *Die politischen Tendenzen der Hermannsschlacht auf die Zeit um 1808* 104

*a) Die bestehenden Verhältnisse* 106

*b) Das Programm* . . . . . 111

**4. Kapitel:** *Die Hermannsschlacht innerhalb der politischen Entwicklung Kleists* . 118

**Anhang** . . . . . 129

**Literaturverzeichnis** . . . . . 131

# Lebenslauf.

*Karl Georg Heinrich Hempel, geboren am 29. Oktober 1907 in Chemnitz als Sohn des 1918 verstorbenen Landgerichtsdirektor Dr. Georg Hempel, besuchte von Ostern 1918 bis Ostern 1927 das Staatsgymnasium zu Chemnitz, wo ich mein Abitur machte. S.-S. 1927 und W.-S. 1927|28 war ich bei der philosophischen Fakultät, S.-S. 1928 und W.-S. 1928|29 bei der philosophischen und bei der theologischen Fakultät der Universität Kiel immatrikuliert. Ich hörte die Herren Brüggemann, Bürger, Caspari, Credner, Dammann, Ficker, Jensen, Kauffmann, Mandel, Mensing, Petersen, Prinz, Rörig, Strempel, Waibel, Wegemann, Weinhandl, Wittmann, Wolters. Im S.-S. 1919 hörte ich in Innsbruck die Herren Dengel, Donat, Jutz, Kastil, Lamp, Metz, Steinacker, Strohal. W.-S. 1929|30 und S.-S. 1930 besuchte ich die Universität Erlangen und hörte die Herren Althaus, Brandt, Brotaneck, Elert, Haack, Preuß, Saran. Die Anregung zu der Arbeit verdanke ich Herrn Geheimrat Professor Dr. Saran, durch dessen angewandte Bausteinmethode sich mir der Gehalt des Dramas erschloß, sowie meinem Freunde Reinhard Sunkel, der mich als Erster auf den zeitgemäßen Kleist hinwies. Für die Durchsicht des historischen Teils bin ich Herrn Professor Dr. Brandt aufs äußerste verbunden, sowie Herrn Professor Dr. Minde-Pouet für die bereitwillige Angabe neuerer Kleist-Literatur. Ihnen allen möchte ich auch hierdurch danken, besonders aber Herrn Geheimrat Saran, durch dessen liebenswürdige Unterstützung und Zuvorkommenheit mir ein schneller Abschluß der Arbeit ermöglicht wurde.*